



Leibniz Online

Internetzeitschrift
der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin e.V.

Jahrgang 2025 • Nummer 58

DOI: 10.53201/LEIBNIZONLINE58

In Memoriam. Prof. Dr. sc. Martin Hundt (MLS)

(Veranstaltung der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin e.V. und des Berliner Vereins zur Förderung der MEGA-Edition e.V. am 28. November 2024 im Historischen Rathaus Berlin-Friedrichshagen)

Gerda Haßler: Begrüßung

Walter Schmidt: Erinnerungsworte

Irina Hundt: Danksagung

Fachvorträge

- *Lars Lambrecht*: Martin Hundt als Quellenfinder und Quellenherausgeber
- *Christian Schmidt*: Sind wir alle Junghegelianer? Über die Aktualität einer philosophiegeschichtlichen Konstellation
- *Lorely French*: Ein neuer Blick auf die soziale und politische Wirkung Bettine von Arnims
Die Günderoede
- *Susanne Schötz*: Religiosität und Frauenemanzipation bei Louise Otto-Peters
- *Rüdiger Hachtmann*: Vormärz und 1848. Quelleneditionen und Biografien
- *François Melis*: Ein falsches Bild von Ferdinand Lassalle 1848/49
- *Rolf Hecker*: Provenienzforschung von Marx' Manuskripten und Dokumente des Weerth-Nachlasses im Moskauer RGASPI

LO-Redakteur: *Rolf Hecker* r.hecker@leibnizsozietat.de

Für die Inhalte der Beiträge sind in erster Linie die AutorInnen verantwortlich, sie geben nicht notwendig die Meinung der Leibniz-Sozietät wieder.

Redaktionsschluss: 31. August 2025



In Zusammenarbeit mit dem Berliner Verein zur Förderung der MEGA-Edition e.V.
(Gedenkveranstaltung für Martin Hundt am 28. November 2024)

Grußwort

Gerda Hassler

(Präsidentin MLS, Potsdam)

Veröffentlicht: 31. August 2025

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

im Namen der Leibniz-Sozietät heiße ich Sie herzlich willkommen zum Kolloquium in Memoriam für unseren geschätzten Kollegen Martin Hundt. Ich freue mich besonders darüber, dass wir dieses Kolloquium als gemeinsame *Veranstaltung der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin e.V.* und des *Berliner Vereins zur Förderung der MEGA-Edition e.V.* durchführen. Es ist uns eine besondere Ehre, an diesem Tag das Leben und Werk eines so herausragenden Wissenschaftlers zu würdigen, dessen Beiträge unser Verständnis und unsere Forschung maßgeblich geprägt haben.

Martin Hundt war ein bedeutender marxistischer Historiker, der sich seit den ausgehenden sechziger Jahren durch seine umfassenden Arbeiten zur Marx-Engels-Edition und -Forschung einen Namen gemacht hat. Er trug außerdem mit seinen Studien zur Geschichte des Bundes der Kommunisten und des Redaktionsbriefwechsels der Hallischen, Deutschen und Deutsch-Französischen Jahrbücher zur Forschung bei. Seine Arbeiten zur Geschichte des Junghegelianismus sind fundamentale Werke, die unser Wissen über diese Epoche bereichert haben.

Hundt hat große Verdienste um die Edition der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA). Seine umfangreiche Quellenforschung und seine Arbeit als Mitglied der Redaktionskommission der MEGA und seine zahlreichen Publikationen haben die wissenschaftliche Gemeinschaft nachhaltig beeinflusst.

Heute erinnern wir uns nicht nur an seine bedeutenden wissenschaftlichen Errungenschaften, sondern auch an die menschlichen Qualitäten, die ihn ausgezeichnet haben. Seine Integrität, sein unermüdlicher Einsatz und seine unerschütterliche Neugier sind ein bleibendes Erbe, das uns auch in Zukunft leiten wird.

Möge dieses Kolloquium dazu beitragen, Martin Hundts Lebenswerk lebendig zu halten und uns alle daran erinnern, wie wichtig es ist, mit der gleichen Hingabe und Leidenschaft für die Wissenschaft zu arbeiten, die er stets gezeigt hat.

Ich danke allen Referenten, die zum heutigen Kolloquium angereist sind, teilweise von weit her.

In tiefem Respekt vor dem Lebenswerk von Martin Hundt wünsche ich Ihnen ein würdiges und erkenntnisreiches Gedenkkolloquium.

E-Mail-Adresse der Autorin: gerda.hassler@uni-potsdam.de

Erinnerungen an Martin Hundt

Walter Schmidt

(MLS, Berlin)

Veröffentlicht: 31. August 2025

Ich bin gebeten worden, zu Beginn des heutigen Kolloquiums für Martin Hundt Erinnerungsworte zu sprechen. Gern komme ich dieser Bitte nach. Denn ich war seit den 1960er Jahren mit Martin sehr gut bekannt. Wir waren Freunde. Obwohl in verschiedenen Instituten arbeitend, wirkten wir doch auf einem gleichen Arbeitsfeld. Martin Hundt war auf jeden Fall ein erfolgreicher MEGA-Forscher und -Editor. Aber er war weit mehr: Über Jahrzehnte hinweg war er auch ein 1848er Revolutionsforscher und schließlich ein engagiertes Mitglied des Leibniz-Arbeitskreises „Männer und Frauen der Revolution von 1848/49“, für den er auch eine Theodor Echtermeyer-Biographie schrieb (Hundt 2013) und damit ein neues Thema seiner Forschungen ankündigte. Und aus seiner Feder stammt die bisher inhaltsreichste Darstellung zur Geschichte des Bundes der Kommunisten (Hundt 1993).

Unsere Bekanntschaft, aus der bald Freundschaft wurde, datiert in den Jahren, in denen Martin zur Wissenschaft kam, also den 1960er Jahren. Martin arbeitete seitdem am Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, das die blauen Bände der Marx-Engels-Werke herausgab. Ich war hingegen am Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED beschäftigt, wo eine Aspirantenausbildung stattfand. In dieser Zeit schickte das IML deshalb des öfteren Aspiranten an unser Institut, um sie für die MEGA auszubilden. Eine ganze Plejade hübscher und kluger Mädchen und gestandener junger Frauen von Renate Merkel und Brigitte Rieck, Editha Nagl und Waltraud Opitz bis Sieglinde von Treskow und auch ein älterer Knabe wie der Hamburger Gerhard Winkler, der schon einiges veröffentlicht hatte, kamen so unter meine Fittiche. Sie bildeten damals meine Marx-Engels-Forschungsgruppe, mit der ich in den 60er und 70er Jahren erfolgreich und auch mit einigem Spaß zusammenwirkte. Da ergab sich hinreichend Gelegenheit für die Zusammenarbeit mit Martin, die freilich, bald über die Aspirantenbetreuung hinauswuchs.

Martin schrieb damals nämlich gerade an seiner Dissertation, die einem guten Freund von Marx und Engels gewidmet war, dem zunächst in Düsseldorf wirkenden und bald in Hannover praktizierenden Arzt Louis Kugelmann. Sie erschien 1974 als Buch (Hundt 1974); Verteidigt hat er das Manuskript indes schon 1969 an unserem Lehrstuhl. Ob ich hierzu als Gutachter auftrat, weiß ich nicht mehr. Gelesen hatte ich die Dissertation jedenfalls schon zwei Jahre zuvor bei meiner ersten Kur in Bad Elster, wo ich Zeit und Ruhe für das Manuskript fand. Es war eine hochinteressante Lektüre, voller neuer Erkenntnisse, die man auch gern las, weil sie geradezu lesefreundlich geschrieben war. Und Martin konnte sehr gut und auch sehr schnell schreiben. Denn er hatte, bevor er in die Wissenschaft kam, einige Zeit als Journalist, zuletzt an der Studentenzeitschrift „Forum“, gearbeitet unter meinem Freund Kurt Turba.

Martin nutzte die Gelegenheit meines 65. Geburtstages, um sich für manchen Tipp beim Schreiben einer Biographie zu revanchieren. Er leitete seine „Gedanken zur Biographik der Arbeiterbewegung“ (Hundt 1995) mit der durch die Praxis erhärteten Feststellung ein: „Für eine große Biographie bekommt man 'lebenslänglich', sie läßt einen niemals wieder ganz frei. Eine große Biographie ist unausschöpflich, weil auch ein Leben unausschöpflich ist.“ So sei es Ernst Engelberg mit Bismarck, Walter Markow mit Jacques Roux, Waltraud Seidel-Höppner mit Weitling, Rolf Dlubek mit Johann Philipp Becker und eben auch Walter Schmidt mit Wilhelm Wolff ergangen. Dem folgte eine interessante Studie über die Erfahrungen der

Biografienschreibung in der DDR, wobei er sich nachdrücklich für eine „kritische Identifizierung mit dem Helden aussprach (Hundt 1995: 102). In den Mittelpunkt einer Biografie gehört „das Spezifische der betreffenden Persönlichkeit“. Man sollte, wie von Marx gefordert „die Helden der Bewegungspartei endlich einmal mit derben rembrandtschen Farben schildern in ihrer ganzen Lebendigkeit, also ohne Kothurn und Aureole“ (Hundt 1995: 103).

Es begann nun eine Zeit, in der wir unsere Veröffentlichungen austauschten. Ich verfügte bald über zahlreiche Publikationen aus Martins Feder, die nun leider bei meinem Umzug ins betreute Wohnen beim Buch-Broker landeten. Nicht wenige der gehaltvollen Schriften, an denen Martin mitarbeitete oder die er selbst verfasste, habe ich rezensiert. Dabei ging es vor allem um ein großes dreibändiges Quellenwerk, das unter dem Namen „Der Bund der Kommunisten. Dokumente und Materialien“ erschien (Förder, Herwig u.a.: 1970 ff.). Das Werk wurde zusammen mit Forschern aus der Sowjetunion mit Jefim Kandel und Sofia Lewiowa erarbeitet und von den beiden Instituten für Marxismus-Leninismus der KPdSU und der SED herausgegeben. Es erschien in drei Bänden von 1970 bis 1984. Von deutscher Seite haben daran unser gemeinsamer Freund, der theoretisch wohl befähigte Historiker Herwig Förder (Hundt 1978, Bleiber 1989), den die deutschen Faschisten als Kommunisten zum Tode verurteilt hatten, als auch eben Martin Hundt gearbeitet. Herwig Förder hatte gemeinsam mit Jefim Kandel die konzeptionellen Grundlagen für die Bände entwickelt und am ersten Band, obwohl häufig krank, Wesentliches ausgearbeitet. Doch der eigentliche Autor des Werks wurde dann Martin Hundt, der vor allem den zweiten und dritten Band nahezu allein erarbeitete. Denn nach dem ersten Band starb Herwig Förder und von sowjetischer Seite kam nur wenig Material (Schmidt 1970 u.a.). Ich habe alle drei Bände kurz nach ihrem Erscheinen rezensiert. Leider konnte ich diese Besprechungen jetzt nicht mehr einsehen und für das Kolloquium- auswerten, da meine Unterlagen bereits als Vorlass im Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften deponiert wurden.

Natürlich beschränkte ich mich nicht auf die Würdigung dieses opulenten Werkes. Denn Martin Hundt lieferte auch auf anderen Wissenschaftsfeldern immer wieder neue Publikationen. 1973 veröffentlichte er für die Geschichtspraganda nicht nur in der DDR eine in Massenaufgabe sehr lesenswerte Arbeit: „Wie das Manifest entstand“ (Hundt 1973). Die Arbeit wurde in vielen der sozialistischen Länder nachgedruckt und übersetzt. Ich fand sie auch wissenschaftlich so hervorragend, dass ich ihr eine spezielle Rezension widmete und sie als eine Vorstufe für eine Geschichte des Bundes des Kommunisten bewertete (Schmidt 1973).

Fünf Jahre später 1978 kam von ihm der Band 10 der 1. Abteilung: Werke, Artikel, Entwürfe der Marx-Engels-Gesamtausgabe auf den Tisch. Ihm folgten bald darauf die Bände 11 und 14. Diese Bände eröffneten den Reigen der Auswertungen der Revolution von 1848/49. Damit galt sein Interesse einem Themenkomplex, dem er sich besonders zuwandte. Ich würdigte in meiner Besprechung des Bandes 10 die besondere Stellung, die er den Positionen von Marx und Engels in und nach der Revolution von 1848/49 zuerkannte (Schmidt 1978). Auch die von Martin begutachteten, aber in Moskau ausgearbeiteten Briefbände hatten zunächst auch die Revolution von 1848/49 im Mittelpunkt.

Als Ende 1989 die bisherigen Herausgeber der MEGA, die Zentralkomitees in Berlin und Moskau, untergingen, drohte eine große Gefahr für die MEGA. In dem Moment war Martin sofort zur Stelle und es begann unsere direkte Zusammenarbeit mit dem Ziel, die in internationaler wissenschaftlicher Kooperation vorgelegte Gesamtausgabe zu retten. Von meiner Akademie war im Januar 1990 zur Rettung der MEGA eine MEGA-Kommission gebildet worden, dessen Leitung ich übertragen bekam und als dessen Sekretär Martin Hundt berufen wurde. Wir schlossen uns den Kräften in Deutschland an, die auf der Suche nach einem neuen Marx-Engels-Zentrum sich an das Amsterdamer Institut für Sozialgeschichte wandten, das als Nachlassverwalter von zwei Dritteln der Originale der Marx-Engels-

Dokumente noch den Vorzug bot, der Internationalisierung gerecht zu werden. Bereits am 22. und 23. Mai 1990 wurde in einer Beratung in Amsterdam die Gründung einer Internationalen Marx-Engels-Stiftung (IMES) beschlossen, sie sollte fortan und bis heute die MEGA herausgeben. Martin und ich gehörten zu den Gründervätern. Am 2. Oktober 1990, am letzten Tag der DDR, konnte dann in Amsterdam auch die Gründungsakte dieser IMES unterschrieben werden. Zu den Unterzeichnern gehörten als Vertreter der Akademie der Wissenschaften der DDR Martin Hundt und Walter Schmidt. Bis 1993 wirkten wir beide an der Ausgestaltung der Arbeit der IMES. Martin wurde in die Redaktionskommission gewählt, ich wurde zum Schatzmeister berufen, was in meiner Familie natürlich nur ein Lachen auslöste. Erst nachdem die neue Berlin-Brandenburger Akademie der Wissenschaften 1993 gegründet worden war, endete unsere Mitarbeit in der IMES.

Als 2005 anlässlich meines 75. Geburtstags erneut eine Jubiläumsschrift geplant wurde, fand Martin in meinen Publikationen einen ganz anderen Anknüpfungspunkt, der freilich schon für sein neues Forschungsthema, den Junghegelianismus sprach. Er nahm meine Burschenschaftsstudie über Moritz Elsner (Schmidt 2004), einen späteren waschechten schlesischen Demokraten, zum Anlass, um ihn, worauf ich nicht gekommen war, zu einem schlesischen Junghegelianer zu erklären (Hundt 2005). Der entscheidende Grund dafür war, dass Moritz Elsner, wahrscheinlich um seine Ambitionen für eine Breslauer Dozentur zu fördern, nach seiner Dissertation auch eine Broschüre unter dem Titel „Eine gegen Hegel gerichtete Anklage des Hochverrats aus dessen Schriften beantwortet“ veröffentlicht hatte (Schmidt 2004). Es war eine Polemik gegen einen bekannten Gegner Hegels Karl Ernst Schubart, dessen scheinbare Widerlegung der Hegelschen Auffassungen ebenfalls in Breslau 1839 erschienen war. Martin Hundt fand indes in Elsner keinen neuen Mitarbeiter der „Hallischen Jahrbücher“, die dieser gewiss kannte; und er konnte nur feststellen, dass die gewählte Methode der Polemik Elsners „etwas schülerhaft ausfiel; weniger auf den Kern der Sache eingehend als vielmehr Zitate klaubend“ (Hundt 2005: 75). Deshalb nannte er Elsners Kampf gegen Schubart „eine wertvolle intellektuelle Jugenderfahrung; er war einer der Schritte in seiner Entwicklung als demokratischer Journalist.“ Und es blieb bei den wenigen Breslauer Mitarbeiter der Jahrbücher, zu denen sich, wie Irina Hundt nachwies (Hundt, Irina 2006), noch die Familie des alten Schlöffel mit der Tochter Marie zuzurechnen war.

In den letzten Jahrzehnten, als Martin nicht mehr die Gelegenheit erhielt, an der MEGA mitzuarbeiten, wandte er sich, was bereits deutlich 2005 zu spüren war, einem neuen wissenschaftlichen Thema zu; und er begann erneut mit Quellenforschungen für ein dreibändiges Werk, für den „Redaktionsbriefwechsel der Hallischen, der Deutschen und der Deutsch-Französischen Jahrbücher.“ Dieser Quellenkorpus leitete eine neue Phase der Geschichtsbetrachtung des Junghegelianismus in Deutschland ein. Aus Dresden, Weimar, Moskau und Berlin trug Martin die verstreuten Briefe zusammen und analysierte sie. Zu diesem Werk habe ich wiederum eine Rezension geschrieben (Schmidt 2011). Ich nannte den Redaktionsbriefwechsel sein „bedeutsamstes Alterswerk“ und würdigte vor allem seine Studie „Der Junghegelianismus im Spiegel der Briefe“, die grundlegend neue Aspekte in der Junghegelianismusforschung aufweist. Ohne Übertreibung darf man dieses Werk zur Standardliteratur rechnen.

Ich will zum Schluss noch eine große Arbeit von Martin nennen, die uns in den 90er Jahren im Kreis der Achtundvierziger stark beschäftigte, es ist die bisher ausführlichste und gründlichste Gesamt-Geschichte des Bundes der Kommunisten, ein Buch von 812 Seiten (Hundt 1993). Martin nannte das Buch den „Versuch einer Gesamtgeschichte“. Daran hat er Jahrzehnte gearbeitet, ein Leben lang. Dabei hat er die Erkenntnisse von Jahrzehnten verarbeitet, wie sie in der sowjetischen und deutschen an Marx orientierten Detailforschung, zumal in den Dokumenten und Materialien zu Tage gefördert wurde. Als das Buch 1993

erschien, war es eine mutige Entscheidung. Denn in dieser Zeit des gesellschaftlichen Umbruchs gab es niemand außer unserem kleinen Kreis von 48er Forschern, der jetzt noch ein Interesse an einer solchen Geschichte hatte, einer kleinen Partei zumal, die Marx in den Kämpfen der Revolution sogar aufgelöst hatte. Und Widersprüche und ja auch Unzulängliches und auch Nicht-Zuendegedachtes gab ja wie in jeder Arbeit genug. Vor allem aber stellten die nun mal alles Besserwissenden das Ganze in Frage, weil niemand mehr sich mit Bundesgeschichte der Kommunisten befassen wollte und auch nicht sollte.

Trotz und alledem. Das Buch ist die bisher beste Darstellung zu diesem Thema. Da es dem Wirken von zig Akteuren der frühen proletarischen Bewegung nachgeht, war es „eine Art kollektiver Biografie“ geworden, die bislang fehlte. Daran kann auch künftige Forschung, sollte sie nochmals sich der Geschichte der Arbeiterbewegung zuwenden, nicht vorbeigehen. Ich habe auch diese Publikation von Martin besprochen und sie als das bisher Beste zur Geschichte des Bundes der Kommunisten gewürdigt (Schmidt 1994).

E-Mail-Adresse des Autors: schmidtwberlin@aol.com

Danksagung

Irina Hundt
(Potsdam)

Veröffentlicht: 31. August 2025

Sehr geehrte Präsidentin der Leibniz-Sozietät,
sehr geehrte Referentinnen und Referenten,
sehr geehrte Teilnehmerinnen und Teilnehmer,
die heute zusammgekommen, um an meinen Mann zu erinnern und seinem wissenschaftlichen Beitrag die Ehre zu erweisen.

Ich bin fest überzeugt, dass ich im Sinne Martins, an dessen Seite ich 50 Jahre in einer eng verflochtenen familiären, wie kollegialen Beziehung in guten und schweren Zeiten stand, handle, wenn ich Frau Prof. Gerda Haßler, allen Referenten und Moderatoren, allen anwesenden Zuhörern und Mitdiskutanten, sowie der Verwaltung dieses Hauses und den Mitarbeitern des Caterings aufrichtigen Dank ausspreche.

Mein besonderer Dank gilt:

Prof. Walter Schmidt, dem Doktorvater meines Mannes, mit dem ihn seit den 1960er Jahren, „eine jahrzehntelange produktive, auch streitbare Zusammenarbeit und Freundschaft“, wie Walter Schmidt es formulierte (Schmidt 2013: 11), verband.

Das gilt auch für Prof. Rolf Hecker, dem Vertreter einer nächsten Generation von Kollegen und Freunden, mit dem Martin schon seit den 1980er Jahren genauso produktiv, gegenseitig unterstützend zusammengearbeitet hat, und dem die Initiative und die Organisation dieses Kolloquiums zu verdanken sind.

Aus der Arbeit an der Erschließung und Erforschung der „Neuen Rheinischen Zeitung“ und an der MEGA erwuchs die kollegiale Freundschaft zu Dr. Francois Melis, bei dem ich mich ebenfalls herzlich bedanke.

Ich bin zu großem Dank Prof. Lars Lambrecht verpflichtet, der Martin nach der Wende zu seinem Junghegelianer-Kreis einlud und ihm umfassende Unterstützung bei den Forschungen und Publikationen zum Junghegelianismus leistete. Lars war derjenige, der bei den

beiden letzten Geburtstagen von Martin dabei war, von allen Freunden ihn zuletzt sah, mit ihm sprach und lachte.

Und, natürlich, danke ich meinen beiden lieben und ebenso jahrzehntelangen Kolleginnen und Freundinnen, Prof. Lorely French und Prof. Susanne Schötz, die ebenfalls mit Martin befreundet waren.

2003 schrieb Martin: „Die Geschichte ist unsere größte Lehrmeisterin, aber sie kann das nur sein, wenn ihre Zeugnisse im Bergwerk der Vergangenen gehoben und mühsam aufgearbeitet werden, wenn sie dann aussagekräftig und griffbereit dem Nutzer vorliegen.“ (Hundt, Martin 2003: 179).

Martin hinterließ einen umfangreichen wissenschaftlichen Nachlass, zu dem zahlreiche Mappen und Dateien mit Materialien, Dokumenten, Entwürfen, Briefen usw. gehören.

Er hatte viele Pläne, viele Vorhaben, an denen er angefangen hat, zu arbeiten. Von diesen war die Biografie des Historikers und Politikers Karl Hagen (1810–1868) fast vollendet. Ihre Vorbereitung zum Druck befindet sich z.Z. in der Endphase.

Er plante, zwei Supplementbände: zur Geschichte des BdK und zum Redaktionsbriefwechsel herauszugeben, und hat einiges dazu schon gesammelt und geschrieben.

Darüber hinaus hatte er vor, zwei breit angelegte Monografien zur Geschichte der MEGA und des Junghegelianismus, zu schreiben, sammelte Material, entwarf Inhalte und schrieb die ersten Seiten.

Wie es aus seinen Erinnerungen hervorgeht, beabsichtigte er außerdem unter dem Titel „Einiges über die Junghegelianer“ (Erinnerungen, Kap. 11: 599) einen Sammelband von neuen Artikeln zum Junghegelianismus herauszugeben. Im Entwurf sind erhalten geblieben u.a. Artikel „Über den Aufschwung der Forschungen zum Junghegelianismus am Ende der DDR“ oder „Junghegelianismus zwischen Reformation und Oktoberrevolution“.

Ich täusche mich nicht, wenn ich sage, dass wir alle uns Sorgen machen, dass die Forschungsgebiete, auf denen Martin tätig war, austrocknen oder sogar verschwinden.

Jedoch, wenn ich heute hier junge Gesichter sehe, junge interessierte Menschen, so schlummert doch die Hoffnung, dass in diesen Bereichen doch weitergearbeitet wird, und ich weiß ganz genau, dass es Martin eine Genugtuung wäre zu wissen, dass er nicht umsonst gelebt und gearbeitet hat.

E-Mail-Adresse der Autorin: dr.ih@t-online.de

Bibliografie

Bleiber, Helmut (1989): „Herwig Förder (1913–1974)“. Heinz Heitzer, Karl-Heinz Noack, Walter Schmidt (Hg.): *Wegbereiter der DDR-Geschichtswissenschaft*. Berlin: Dietz Verlag, 51–64.

Förder, Herwig, Martin Hundt, Jefim Kandel, Sofia Lewiowa (1970ff.): *Der Bund der Kommunisten. Dokumente und Materialien*, Bd. 1, 1970; Bd. 2, 1982, Bd. 3, 1984. Berlin: Dietz Verlag.

Hundt Irina (2006): „‘...den lebhaftesten Antheil an allen Zuständen von allgemeinem Interesse‘ zu nehmen. Marie von Diezelsky geb. Schlöffel (1824–1883) eine Junghegelianerin als Rechtsverteidigerin ihres Vaters. Dokumentation“. *Osteuropa in den Revolutionen von 1848* hrsg. v. Lars Lambrecht, Frankfurt/M.: Meiner Verlag (*Forschungen zum Junghegelianismus*, Bd. 15).

Hundt, Martin (1973): *Wie das Manifest entstand*. Berlin: Dietz Verlag.

- Hundt, Martin (1974): *Louis Kugelmann. Eine Biographie des Arztes und Freundes von Karl Marx und Friedrich Engels*. Berlin: Dietz Verlag.
- Hundt Martin (1978): „In memoriam Herwig Förder. Biographische Bemerkungen anlässlich seines letzten Artikels“. *Beiträge zur Marx Engels-Forschung*, hrsg. v. der Marx-Engels-Abteilung, H. 4. Berlin, 11–22.
- Hundt, Martin (1993): *Geschichte des Bundes der Kommunisten. 1836–1852*. Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag (*Philosophie und Geschichte der Wissenschaften. Studien und Quellen*, Bd. 3, hrsg. v. Michael Otte und Hans Jörg Sandkühler).
- Hundt, Martin (1995): „Einige Gedanken zur Biographik der Arbeiterbewegung“. Wolfgang Küttler und Helmut Meier (Hg): *Gibt es erledigte Fragen an die Geschichte. Beiträge eines wissenschaftlichen Kolloquiums aus Anlaß des 65. Geburtstages von Walter Schmidt am 1. Juli 1995*. Berlin: trafo Verlag.
- Hundt, Martin (2003): „Schlusswort“, *Nachlass-Edition. Probleme der Überlieferung persönlicher Nachlässe des 19. Jahrhunderts und ihrer wissenschaftlichen Editionen (Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge 2003)*. Hamburg: Argument Verlag.
- Hundt, Martin (2005): „Ein schlesischer Junghegelianer“. Helmut Bleiber, Wolfgang Küttler (Hg.): *Revolution und Reform in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Ideen und Reflexionen. Zum 75. Geburtstag von Walter Schmidt*, 2. Halbbd. Berlin: trafo Verlag, 71–78.
- Hundt, Martin (2013): „Theodor Echtermeyer (1805-1844) Ein fast vergessener geistiger Vorbereiter der Revolution“. *Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution von 1848/49*, Bd. 4. Berlin: Fides Verlag, 211–264.
- Schmidt, Walter (1970 u.a.): „Rezensionen zu: Der Bund der Kommunisten. Dokumente und Materialien“, *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, Berlin, Bd. 1: H. 6/1970, 1011–1018; Bd. 2: H. 5/1983, 758–760; Bd 3: H. 4/1986, 551–554.
- Schmidt, Walter (1973): „Rezension zu Martin Hundt: Wie das Manifest entstand“. *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, Berlin, H. 6, 1057–1060.
- Schmidt, Walter (1978): „Rezension zu: MEGA, Erste Abteilung, Bd. 10, Marx und Engels Werke Artikel, Entwürfe Juli 1849 bis Juni 1851“. *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, H. 6, Berlin, 938–941.
- Schmidt, Walter (1994): „Rezension zu Martin Hundt: Geschichte des Bundes der Kommunisten“. *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, H. 5, Berlin, 452–461.
- Schmidt, Walter (2004): „Moritz Elsner und die 1848er Demokratie in Schlesien“. *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät*, Bd. 63, Berlin: trafo Verlag, 23–29.
- Schmidt Walter (2011): „Rezension zu Martin Hundt: Der Redaktionsbriefwechsel der Hallischen, Deutschen und Deutsch-Französischen Jahrbücher, Bd. 1: Der Briefwechsel um die Hallischen Jahrbücher, Bd. 2 Der Briefwechsel um die Deutschen und Deutsch-Französischen Jahrbücher, Bd. 3 Apparat“. *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, H. 5, Berlin: Metropol Verlag, 474–475.
- Schmidt, Walter (2013): „Martin Hundt – 80 Jahre“. *Umstürzende Gedanken – Radikale Theorie im Vorfeld der 1848er Revolution*, hrsg. v. Lars Lambrecht, Frankfurt a. M.: Peter Lang Verlag, 9–20 (*Forschungen zum Junghegelianismus. Quellenkunde, Umkreisforschung, Theorie, Wirkungsgeschichte*, hrsg. von Konrad Feilchenfeldt und Lars Lambrecht, Bd. 20).



Martin Hundt als Quellenfinder und Quellenherausgeber

Lars Lambrecht

(Hamburg)

Veröffentlicht: 31. August 2025

Abstract

Martin Hundt will be remembered for his countless contributions to discussions ranging from the early international labor movement to the philosophical controversies of the Young Hegelians, as well as his immense research work on their sources and corresponding editions. This ranges from the volumes on the “Bund der Kommunisten” to his contribution to the MEGA2 research and edition and the editorial correspondence of the “Hallisch-Deutsche Jahrbücher” by A. Ruge.

Translated with DeepL.com (free version)

Zusammenfassung

Es geht um den Nachvollzug der Quelleneditionsarbeit von Martin Hundt vom Bund der Kommunisten über die Marxforschung zum Junghegelianismus.

Keywords / Kennwörter

Source editions, Communist League, MEGA², editorial correspondence, Hallisch-German Yearbooks

Quelleneditionen, Bund der Kommunisten, MEGA², Redaktionsbriefwechsel, Hallisch-Deutschen Jahrbücher

„Martin als Editor“ – so titelten im Prinzip schon 2003 die Kollegen Dlubek (Dlubek 2003), Sperl (Sperl 2003) und Meiser (Meiser 2003) – als Thema eines Beitrages zur Würdigung von Martin Hundt mögen insbesondere sog. Zunft-Historiker nur als Quantité négligeable verstehen, als eine nur notwendige Voraussetzung im Sinne einer übersehbaren „Selbstverständlichkeit“ für die „geschichtswissenschaftliche“ Darstellung, das Werk des ‚eigentlichen‘ Historikers. Hinzukommt das jedem Historiker geläufige Diktum des einstigen Hegelianers und preußischen Supergelehrten Droysen, dass die Quellenforschung zwar wesentliche Grundlage, nur nicht Zweck ist. „Das wahre Faktum steht nicht in den Quellen“ (Brief v. 8.2.1837 an Perthes, zit. n. Birtsch, Rösen 1972: 82). Das Verständnis von das „wahre Faktum“ wäre natürlich ein Problem, jedoch nur für Philosophen, aber der gemeine Historiker übersetzt ja lieber mit Droysen „Die eigentliche Geschichte steht nicht in den Akten“ (ebd., S. 63). Zu solchen sog. Historikern gehörte Martin ausdrücklich nicht. Denn es gibt, wenn ich ihn richtig verstanden habe, keine Wahrheit irgendwo und irgendwann, ohne Quellen, Nachweise und Belege in den Akten. Diese beziehen sich natürlich nicht nur auf die *literarischen* Archivalien, sondern auf alle Zeugnisse menschlichen Lebens, von der Bodenkunde über die archäologischen, architektonischen etc. bis zu allen materiellen Überbleibseln. Ob damit dann auch zugleich die vielleicht von Droysen intendierte historische ‚Wirklichkeit‘, die faktische Wahrheit gegeben ist, steht auf einem anderen Blatt; wichtig ist nur, dass auch über die sog. historische Wirklichkeit, die Wirklichkeit historischer Zeiten, Phasen und auch Personen, wann auch immer, niemals ohne jene empirischen Belege etwas ausgesagt werden kann. In

diesem Sinne ist für mich Martin „als Editor“ der eigentliche Historiker und sein Wirken als *conditio sine qua non* wahrhafter historischer Forschung zu bewerten – und zwar jenseits der heutigen, auf das rein quantitativ orientierte, auch ohne eigene Quellenforschung auskommende Publikationswesen der Mainstream-Historiker. Dabei war Martins „rein“ editorisches Schaffen auch quantitativ von einer solchen Dimension, dass man bei dieser Quantität schon vom Umschlag in Qualität sprechen kann – nach dem Diktum einer sicher bekannten Autorität. Um dafür wenigstens für mein Verständnis bei Martin einen Beleg zu finden, frage ich zunächst nach

1. Martins eigenen Äußerungen zu Quellenrecherchen

Soweit ich Martins Schrifttum kenne, hatte er sich nirgendwo methodologisch allgemein zur Quellenkunde geäußert, dafür aber immer ganz konkret in den von ihm betreuten Fällen, wie z.B. in einem noch zu behandelnden Fall, „dass jede historische Quelle ‚Rohmaterial‘“ sei (Hundt 2010, Bd. 3: 1). Schon das Stichwort „Quelle“ kommt bei Martin höchst selten vor, Ausnahme etwa bei dem vierseitigen Beitrag „Eine neue Quelle zu Marx' Mitarbeit an der New-York-Tribune“ (Hundt 1996: 109–112). Bei den Bänden zum „Bund der Kommunisten“-Bänden unterschied Martin „eine große Anzahl von Quellen“, von denen „viele“ bereits veröffentlicht waren. Abgrenzend davon nannte er einen „beträchtliche[n] Teil des Quellenmaterials, vorwiegend Handschriften, in den meisten Fällen aber auch die zeitgenössische Publizistik“ (Förder, Hundt, Kandel, Lewiowa 1970: 8) sowie später noch „eine große Zahl von Briefen“ (ebd., 33). Den Terminus „epistolarische Quellen“ nutzte Martin in einem weiteren Kontext des Ruge'schen Briefwechsels, auf den ich am Ende näher eingehen werde.

2. Zu den Quellen zur „Geschichte des Bundes der Kommunisten“.

Die BdK-Edition stellte gleichsam das editorische Initial seiner Forschungen dar (chronologisch verstanden). Wie sicher manchem bekannt, ist seine Mitherausgabe der bereits zitierten drei Bände zum Bund der Kommunisten (1970–1984) gemeint. Dazu gehörte m.E. auch noch seine zusammenfassende Darstellung, sozusagen die Quintessenz: „Geschichte des Bundes der Kommunisten 1836–1852“, die in der einstigen DDR nicht mehr erschienen war, sondern in einer von Michael Otte und Hans Jörg Sandkühler herausgegebenen Reihe (Hundt 1993). Auch diesen Komplex begleiten – neben dem rein positivistisch Empirischen – Martins knapp 100 geschichtswissenschaftliche und journalistische Publikationen. Diese kann ich hier nicht im Einzelnen wiedergeben oder bewerten; aber hierauf bezieht sich nicht zuletzt auch der Vorwurf, dass Martin bis 1989 gezielt daran gearbeitet hätte, den „Bund der Kommunisten“ und die SED von beiden Seiten her in eine Kontinuitätslinie zu stellen. Das Buch von 1993 habe diese Kontinuität nicht infrage gestellt. Einer solchen Einschätzung kann ich zwar mangels eigener Quellenkunde nicht entsprechen, sondern nur einer quellenkritisch streitenden, hier ideengeschichtlich kompetenten Forschung überweisen.

Auch bei der BdK-Arbeit gab es rund 65 begleitende Publikationen (ohne Übersetzungen und verschiedene Auflagen) im Zeitraum von Ende der 1960er hauptsächlich bis Mitte der 1980er Jahre, mit einigen wenigen späteren Nachzählern. Daraus möchte ich nur eine Arbeit zitieren, die später ins Russische, Tschechische, Chinesische, Slowakische, Mongolische und Japanische übersetzt worden war: „Wie das ‚Manifest‘ entstand“ (Hundt 1973). Hier ging es um den spezifischen Terminus von zumeist gedruckter ‚Quellen‘ und eines Quellenbegriffs im Sinne einer ideengeschichtlichen ‚*Entwicklung*‘ oder ideengeschichtlichen ‚*Entstehung*‘, oder ideengeschichtlicher ‚*Vorgänger*‘ – alles Kategorien zwar aus seiner Manifest-Edition, aber mit meiner Betonung von ‚ideengeschichtlich‘, die hier meiner Meinung nach als Geschichtsschreibung vorliegt, obwohl Martin diesen Terminus für die *Manifest*-Arbeit explizit abgelehnt hatte. Sowohl in den BdK-Bänden als auch beim *Manifest* ging es um die Sammlung

und die Dokumentation jener Schriftstücke und Zeugnisse, die entweder zur Gründung und Geschichte des BdK und zur *Entwicklung, Entstehung* bzw. zu den *Vorgängern* des *Kommunistischen Manifestes*, wie etwa den berühmten Quellen – nach Engels – des Marx'schen wissenschaftlichen Kommunismus im *Manifest*, in Gestalt Englands (Chartisten), Frankreichs (Geheimgesellschaften, Babeuf bis Blanqui, Blanc und Proudhon) und Deutschlands (Philosophie). Selbstverständlich ist eine solche Sicht auf die *Entwicklung, Entstehung* und zu den *Vorgängern* des *Kommunistischen Manifestes* eine Interpretation unter spezifischen Voraussetzungen bzw. eines Maßstabes der Bewertung oder Zielsetzung der Interpretation von Quellen in Form eines gegenwärtig faktischen Ergebnisses und seiner sog. historischen Herleitung aus der Vergangenheit, von früheren Erscheinungen, Positionen oder Vorläufern. Bei Martin war der Maßstab, die thesenartige Bedingung wie gesagt, der Marx'sche wissenschaftliche Kommunismus in Gestalt des *Kommunistischen Manifestes*, um dessen Entstehung, für die verschiedenen geschichtlichen Vorstufen und Vorläufern bewertend einreihen zu können. Dieses ist m.E. ein monokausales Kontinuum von sage Babeuf, Owen und Hegel zu Marx, so als ob nicht von den Geheimgesellschaften über die Chartisten und dem Bund der Gerechten nicht auch Traditionslinien zu Anarchisten oder sozialdemokratischen Reformisten u. Ä. reichen würden, und jeweils ebenfalls als Kontinuum konstruiert werden. Die historische Wirklichkeit ist aber ein Produkt pluraler antagonistischer Entwicklungen.

Aber Martin hatte auch in diesem thematischen Kontext eine *echte* – wie ich es nennen würde – Quellenedition, nämlich die Bearbeitung und Publikation von Engels' *Entwurf des Kommunistischen Glaubensbekenntnisses* (1847) (Hundt (1972): 120–125, 508–510). Das war Martins zusätzliche Qualifikation empirischer Quellenforschung. Damit direkt komme ich von diesem vielstimmigen, gewissermaßen realhistorischen Komplex und ihrer herausgehenden ‚historisch wirklichen‘ Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung sowie ihrer kommunistischen Partei schon zu Martins auch theoriegestützten Anteil an der Marx-Forschung.

3. Zu den Quellen der Marx-Forschung im engeren Sinne ihrer Edition, d. h. Martins Anteil an der MEGA²-Forschung

Martin betreute hier 4 Bände allein resp. als Mitarbeiter und war für weitere 6 Bände als Gutachter tätig. All dieses kann ich aus eigener Kompetenz nicht wirklich beurteilen, da im Gegensatz zu mir Martin doch einer der ganz wenigen war, der die Marx'sche Schreibschrift lesen konnte, eine wesentliche Bedingung für eine verantwortliche Quellenedition. Aber auch hier gibt es knapp 60 Begleitpublikationen, von denen ich nur die sprechenden Titel zitieren möchte, wie z.B. bei der MEGA „Editionsarbeiten förderten wichtige Dokumente zutage“ (Hundt 1974); oder: „Drei unbekannte Marx-Briefe aus den Jahren 1851 und 1852“ (Hundt 1978: 71–78) oder seine Rezension „Mit Briefen wirksame Parteiarbeit geleistet“ zum Marx'schen Briefwechsel 1852 (MEGA² III/5) (Hundt 1987), und Ähnliches. Eine Veröffentlichung aber von 1994 hatte mich etwas geärgert, obwohl sie ganz genau in meinem Sinne war: „Karl Marx an Adolf Friedrich Rutenberg. Ein unbekannter früher Brief“ vom *Oktober* 1837 (Hundt 1994: 148–154). Mit eben diesem Rutenberg-Brief war ich schon 1988 zu Martin ins Berliner Karl-Liebnecht-Haus gegangen, um ihn als Sachverständigen zu fragen, warum man in den DDR-Publikationen immer vom *ersten* Brief von Marx an seinen Vater vom *November* 1837 reden würde und nicht von dem früheren Brief an Rutenberg? Martin hatte mich aber in seinem Aufsatz nicht als investigativen Informanten genannt. Dessen ungeachtet aber lud ich Martin zu meiner ersten Junghegelianismuskonferenz von 1995 ein, zu der er den Beitrag: „Marx, Engels, MEGA und der Junghegelianismus“ lieferte (Hundt 1996: 471–489) – das Vermittlungsdokument des Übergangs von den Quelleneditionen von BdK und MEGA zu der des Junghegelianismus mit ihrem Herzstück des „Redaktionsbriefwechsels“ (Hundt 2010). Zu jedem Herz aber gehört zuvor notwendig der Herzmuskel, und bei

Martin war es sein Beitrag von 2003: „Junghegelianismus und Bund der Kommunisten“ und dem selbstkritischen Ergebnis, „daß mit den Quellen ungenügend gearbeitet wurde“, wie z.B. mit „den vielen hundert bisher unveröffentlichten Briefen von Junghegelianern“ etc. pp. in Ruges Briefwechsel (Hundt 2003: 247–270, hier 267). Nun also:

4. Die Junghegelianismus-Forschung im engeren Sinne ihrer Quellenedition

Hier beginne ich nicht mit dem Zentrum, sondern mit der begleitenden Forschung, u.a. mit seinem Beitrag „Zeitungen als ‚Festungen‘ des Fortschritts. Streiflichter zur Geschichte der Ruge’schen Jahrbücher nach epistolarischen Quellen“ (Hundt 2007: 137–156), d.h. mit dem schon erwähnten Stichwort „epistolarische Quellen“. Denn eben mit diesem Stichwort konnte Martin den Wesensgehalt seiner Edition des Ruge’schen Redaktionsbriefwechsels charakterisieren, der weit über das eingangs zitierte ‚Rohmaterial‘ hinausweist. Denn diese Briefwechsel-Edition umfasst archivalische und bereits publizierte Dokumente aus knapp 40 Archiven, Bibliotheken und Quellen-Publikationen mit epistolarischen Quellen, von denen „bisher weit weniger als die Hälfte gedruckt“ waren, wie Martin annotierte (Hundt 2010: XXV). Er war zusammen mit seiner Frau Irina Anfang März 1995 auf diese Idee gekommen, die „Briefe aus dem ‚Redaktionsarchiv‘ der *Hallischen/Deutschen Jahrbücher*“ [...] in Fortführung der nun schon über 120 Jahre zurückliegenden Briefausgabe [Paul] Nerrlichs, jedoch konzentriert auf die Zeit des Junghegelianismus, alle überlieferten Briefe [zu] sammeln und endlich [zu] edieren“ (ebd.).

Dieser Briefwechsel stellt eine herausragende materiale und empirische Basis für jegliche historische intellektuelle und politische Forschung zum Vormärz bis an die Schwelle der 1848er Revolution dar, oder wie es Martin weit zurückhaltender formulierte, dass die Edition „kein Abschluss, sondern eine Anregung und eine Grundlegung sein“ solle, denn mit den vorlegten drei Bänden bestünde „in keiner Weise Gewissheit, das Gebiet ‚abgearbeitet‘ zu haben. In manchen Archiven wäre noch zu suchen, zu vielen Personen und Sachzusammenhängen sind weitere Forschungen möglich und sinnvoll“ (ebd.). Und gesagt, getan: Es folgten nämlich seine beiden Publikationen: „Theodor Echtermeyer (1805–1844). Biographie und Quellenteil mit unveröffentlichten Texten“ (Hundt 2012), und „Theodor Echtermeyer (1805-1844). Ein fast vergessener geistiger Vorbereiter der Revolution“ (Hundt 2013: 211–262). Zu Martins weiterer Quellenarbeit gehört auch sein letztes Vorhaben zu „Karl Hagen (1810–1868). Historiker und Politiker“ und ganz besonders seinen Supplement-Band des Ruge’schen „Briefwechsels“ samt Begleitpublikationen zu den Junghegelianern und ihrer Geschichte, die alle aus Martins literarischem Nachlass Irina Hundt herausgegeben wird.

Bibliografie

- Birtsch, Günter; Rügen, Jörn (Hrsg.) (1972): *Texte zur Geschichtstheorie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dlubek, Rolf (2003): „Martin Hundts Beitrag zu Briefedition“. *Nachlass-Edition – Probleme der Überlieferung persönlicher Nachlässe des 19. Jahrhunderts und ihrer wissenschaftlichen Editionen, Beiträge zur Marx-Engels-Forschung, NF 2003*. Hamburg: Argument Verlag, 23–37.
- Förder, Herwig; Hundt, Martin; Kandel, Jefim; Lewiowa, Sofia (Red.) (1970): *Der Bund der Kommunisten. Dokumente und Materialien, Band I: 1836–1849*. Berlin: Dietz Verlag.
- Hundt, Martin (1973): *Wie das ‚Manifest‘ entstand*. 2. überarb. Auflage. Berlin: Dietz Verlag.
- Hundt, Martin (Red.) (1972): „Friedrich Engels. Entwurf des Kommunistischen Glaubensbekenntnisses“. *Karl Marx Friedrich Engels Gesamtausgabe (MEGA). Proband. Editionsgrundsätze und Probestücke*. Red.: Rolf Duplek, A. I. Malysch (Leitung). Berlin: Dietz Verlag, 120–125.

- Hundt, Martin (1974): „Editionsarbeiten förderten wichtige Dokumente zutage“. Interview mit Dr. Martin Hundt über die Arbeit am Band 10 der MEGA. *Neues Deutschland*, Nr. 215, 6. August 1974, 4.
- Hundt, Martin (1978): „Drei unbekannte Marx-Briefe aus den Jahren 1851 und 1852“. *Beiträge zur Marx-Engels-Forschung*, hrsg. v. der Marx-Engels-Abteilung. H. 2, Berlin, 71–78.
- Hundt, Martin (1987): „Mit Briefen wirksame Parteiarbeit geleistet. Rezension“ *Neues Deutschland*, 4./5. Juli 1987, 10.
- Hundt, Martin (1993): *Geschichte des Bundes der Kommunisten. 1836–1852*. Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag (*Philosophie und Geschichte der Wissenschaften. Studien und Quellen*, Bd. 3, hrsg. v. Michael Otte und Hans Jörg Sandkühler).
- Hundt, Martin (1994): „Karl Marx an Adolf Friedrich Rutenberg. Ein unbekannter früher Brief“. *MEGA-Studien 1994/1*, hrsg. von der Internationalen Marx-Engels-Stiftung, Berlin: Dietz Verlag, 148–154.
- Hundt, Martin (1996): „Marx, Engels, MEGA und der Junghegelianismus“. *Philosophie, Literatur und Politik vor den Revolutionen von 1848*, hrsg. v. Lars Lambrecht, Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag.
- Hundt, Martin; Golowina, Galina (1996): „Jenny Marx als ‚Geschäftsführer‘. Eine neue Quelle zu Marx’ Mitarbeit an der New-York-Tribune“. *MEGA-Studien 1996/2*, hrsg. v. der Internationalen Marx-Engels-Stiftung, Berlin: Dietz Verlag, 109–112.
- Hundt, Martin (2003): „Junghegelianismus und Bund der Kommunisten“. *Junghegelianismus als antifaschistisches Forschungsprogramm*, hrsg. v. Lars Lambrecht, Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag.
- Hundt (2007): „Zeitungen als ‚Festungen‘ des Fortschritts. Streiflichter zur Geschichte der Ruge’schen Jahrbücher nach epistolarischen Quellen“. *Entstehen des Öffentlichen – Eine andere Politik*, hrsg. v. Lars Lambrecht, Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag.
- Hundt, Martin (Hrsg.) (2010): *Der Redaktionsbriefwechsel der Hallischen, Deutschen und Deutsch-Französischen Jahrbücher (1837–1844)*, 3 Bde., Berlin: Akademie Verlag.
- Hundt, Martin (2012): *Theodor Echtermeyer (1805–1844). Biographie und Quellenteil mit unveröffentlichten Texten*, Frankfurt/M., Peter Lang Verlag.
- Hundt, Martin (2013): „Theodor Echtermeyer (1805–1844). Ein fast vergessener geistiger Vorbereiter der Revolution“. Schmidt, Walter, Hrsg., *Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution von 1848/49*, Bd. 4, Berlin: Fides Verlag.
- Meiser, Wolfgang (2003): „Der Editor. Responion zu Martin Hundt“. *Junghegelianismus als antifaschistisches Forschungsprogramm*, hrsg. v. Lars Lambrecht. Frankfurt/M./Berlin/Bern: Peter Lang Verlag.
- Sperl, Richard (2003): „Martin Hundts Beitrag zur historisch-kritischen Edition der publizistischen Arbeiten von Marx und Engels in der MEGA²“ *Nachlass-Edition – Probleme der Überlieferung persönlicher Nachlässe des 19. Jahrhunderts und ihrer wissenschaftlichen Editionen* (Beiträge zur Marx-Engels-Forschung, NF 2003), Hamburg: Argument Verlag, 14–22.



Sind wir alle Junghegelianer? Über die Aktualität einer philosophiegeschichtlichen Konstellation

Christian Schmidt

(Berlin)

Veröffentlicht: 31. August 2025

Abstract

There are two ways to define the Young Hegelians: historic-sociologically and philosophically. Martin Hundt argued for the need of an historical definition. I argue for the philosophical one. At the heart of both ways is a double understanding of ‘constellation.’ Following Jürgen Habermas, I argue that the philosophical constellation, as opposed to the historic-sociological one, still persists. The fundamental problem of human self-determination, i.e. the mediation of individual freedom and ethical life before the background of an open future, has yet not been solved. The Young Hegelians contributed to our understanding of this problem. They recognized that processes of social formation do not always facilitate reason, but can also impede it.

Zusammenfassung

Die Bestimmung des Jungehegelianismus kann auf zwei Weisen erfolgen: historisch-soziologisch und philosophisch. Während Martin Hundt argumentiert hat, dass die Bestimmung auch historisch erfolgen muss, plädiere ich dafür, dass sie auch philosophisch erfolgen sollte. Im Zentrum dieser beiden Bestimmungsweisen steht ein doppeltes Verständnis von Konstellation. Anschließend an Jürgen Habermas argumentiere ich, dass die philosophische im Gegensatz zur historisch-soziologischen Konstellation immer noch besteht, weil das Grundproblem der menschlichen Selbstbestimmung, die Vermittlung von individueller Freiheit und Sittlichkeit angesichts einer offenen Zukunft, nicht gelöst ist. Die Junghegelianer haben dieses Problem vertieft, weil sie erkannten, dass gesellschaftliche Bildungsprozesse Vernunft nicht nur befördern, sondern auch blockieren können.

Keywords / Kennwörter

Young Hegelianism, constellation, Hundt, Habermas, philosophy of history, social formation

Jungehegelianismus, Konstellation, Hundt, Habermas, Geschichtsphilosophie, Bildung

1. Historiker und Philosophen

Im Februar des Jahres 2000 hielt Martin Hundt vor der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften der Leibniz-Sozietät einen Vortrag mit dem Titel „Was war der Junghegelianismus?“. Dass diese Frage, immer noch gestellt werden müsse, erfüllte Martin Hundt damals mit einem gewissen Bedauern. Der Grund läge – so seine Analyse der Sachlage – darin, dass „die historischen Zusammenhänge des Junghegelianismus [...] immer noch unzulänglich erkannt“ (Hundt 2000: 10) seien. Denn auch wenn sich, wie Hundt Dieter Henrich zitiert, die Frage nach dem Junghegelianismus „freilich aus einem historischen Bericht allein nicht gewinnen“ lasse, so lässt er es sich doch nicht nehmen, dem Philosophen in seinem Vortrag zu antworten, „daß es auf solches Wissen eben *auch* ankommen wird.“ (Hundt 2000: 10) Die

Pointe des Vortrags ist dann ein editorisches Großprojekt, das inzwischen vorliegt, nämlich die Restauration und Herausgabe des Redaktionsbriefwechsels um die Hallischen, später Deutschen und um nur wenig später Deutsch-Französischen Jahrbücher (Hundt 2010).

Die Jahrbücher decken bei weitem nicht die Publikationen des Junghegelianismus ab, aber sie sind zweifelsohne der zentrale Knotenpunkt Ende der 1830er und Anfang der 1840er Jahre, um den herum sich die Diskussionen bilden, die den Junghegelianismus prägen. Selbst die zunächst ausschließlich polemisch gebrauchte Bezeichnung „junghegelische Philosophie“ wird 1838 erstmals von Heinrich Leo verwendet, um die Position des Hauptherausgebers der Jahrbücher, Arnold Ruge, zu kennzeichnen. (Leo 1838: VI) Und auch wenn Ruge das Attribut zunächst als „Denuncianteterminus“ zurückweist und fordert: „Leo gebe es an, worin ich von Hegel abweiche“ (Ruge 1838: Sp. 1430), gewinnt der Ausdruck sowohl als Fremd- als auch als Selbstzuschreibung eine bleibende Bedeutung, wobei die Selbstzuschreibung im Redaktionsbriefwechsel zunächst ausschließlich als Zitat vorkommt.¹

¹ Anders als bei Hundt, der an Friedrich Engels anschließend den Junghegelianismus sachlich 1833/34 mit Heinrich Heines *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* beginnen lässt (Hundt 2000: 12), wird in der französischsprachigen Forschung der letzten Jahre der Prozess des Übergangs von der Fremd- zur Selbstzuschreibung ausgehend von Studien Emmanuel Renaults (vgl. vor allem Angaut/Buée/Clochec/Renault 2015: 15–25) als Differenzierungsprozess innerhalb des Linkshegelianismus gedeutet. Gründungsdokument des Junghegelianismus sei entsprechend Bruno Bauers *Posaune* ([Bauer] 1841), in der die von Leo gegen Ruges philosophische Positionen erhobenen Vorwürfe inhaltlich nicht nur bestätigt werden. Vielmehr behauptet Bauer in dieser Schrift, die Vorwürfe träfen – obschon zumindest was Leo betrifft *contre cœur* – auch Hegel selbst. Franck Fischbach sieht die Spezifik der Junghegelianer entsprechend in einer dreifachen Radikalisierung: „hinsichtlich der politischen Fragen der Übergang vom Liberalismus zur Demokratie und weiter zum Sozialismus (einige gingen – zum ersten Mal in Deutschland – bis zum Kommunismus und zum Anarchismus); was die Religion betrifft kennzeichnet sie der ausdrückliche, anerkannte und für sich in Anspruch genommene Übergang zum Atheismus; bezüglich der Philosophie hat sie den Sinn des Übergangs zur Idee einer unvermeidlichen Transformation der hegelschen Philosophie (wenn auch unter den Junghegelianern strittig ist auf welche Weise sich diese Transformation vollzieht und wie weit sie reicht).“ (Fischbach 2022: 11) Wie stark die Abweichung von Hegels Philosophie letztlich ist, hängt dabei davon ab, wie Hegel selbst gelesen wird. So behauptet – um nur ein besonders eindrückliches Beispiel zu zitieren – Douglas Moggach für Bruno Bauer sei Hegel trotz der in der *Posaune* zusammengestellten Belege in Wahrheit kein Atheist gewesen. (Moggach 2003: 101) Moggach folgt in dieser Einschätzung Ernst Barnikol, der allerdings – Bauers Titel wörtlich aufnehmend – weniger spezifisch formuliert: „dass Bruno Bauer [...] seinerseits Hegel nicht für einen Atheisten und Antichristen gehalten hat und damals in seiner früheren Hegel-Begeisterung durch kritische Erkenntnisse ernüchtert war“ (Barnikol 1972: 195). Von den Quellen her stützen sich diese Einschätzungen auf eine Passage im veröffentlichten Brief von Bruno an Edgar Bauer vom 15. März 1841, wo es heißt: „Ich habe die Arbeit [an der zweiten Auflage von Hegels Vorlesungen über die Philosophie der Religion – C. S.] ohne alle partheische Sympathie mit einem rein theoretischen Interesse zu Ende geführt und links und rechts die vollendeten kritischen Entwicklungen und die orthodoxesten Redensarten so roh neben einander stehen lassen, wie sie auf diesem Standpunkt der Hegelschen Religionsphilosophie neben einander stehen müssen. Jetzt da ich fertig bin, werde ich kaum im Stande seyn, das Buch

Der Redaktionsbriefwechsel ist insofern in der Tat ein historisches Dokument, mit dessen Hilfe sich die Genese der junghegelianischen Geistesströmung, ihre personelle Verfasstheit, die Bündnisse und Netzwerke, aber auch die politischen Kräfte, die die jungen aufstrebenden Intellektuellen aus den Universitäten und in die entschiedene Opposition zur preußischen Restauration zwangen, nachvollziehen lassen.

Doch wenn es auf die Kenntnis dieser Briefe, auf das Wissen um die Kontingenzen und Notwendigkeiten der historischen Bündnisse und Zerwürfnisse, „eben auch“ ankommt, dann heißt das, dass die Frage nach dem Junghegelianismus zwar „auch“ eine historische ist, aber eben nicht nur eine historische sein kann. Bei allem historischen und auch soziologischem Interesse, das ihm entgegengebracht werden kann, muss der Junghegelianismus als geistesgeschichtliche Strömung, er muss als Philosophie verstanden werden, wenn er überhaupt verstanden werden soll.

Was aber könnte es heißen, den Junghegelianismus als Philosophie zu verstehen? In seinem Vortrag zitiert Martin Hundt ausführlich aus den Vorlesungen *Der philosophische Diskurs der Moderne* von Jürgen Habermas, in denen die Junghegelianer als eine entscheidende Strömung des nachmetaphysischen Denkens dargestellt werden. Und sogleich zeigt sich eine Spannung zwischen dem historischen und dem philosophischen Verständnis des Junghegelianismus. Nicht nur merkt Hundt kritisch an, dass Habermas in *Der philosophische Diskurs der Moderne* lediglich „an einer einzigen Stelle ein Ruge-Zitat aus den *Deutschen Jahrbüchern* von 1841 gibt, ansonsten aber keine Namen nennt“², er konstatiert bei Habermas auch „eine bedenklich verallgemeinernde Weise von den Junghegelianern“ (Hundt 2000: 8) zu sprechen.

Dass Habermas nicht gewillt ist, den Junghegelianismus als ein rein antiquarisches Phänomen zu beschreiben – wie es im philosophischen Jargon polemisch heißt, wenn die Abgrenzung zur historischen Betrachtungsweise betont werden soll –, dass Habermas vielmehr im Junghegelianismus eine bis in die Gegenwart hineinreichende Konstellation sieht, zeigt sich auch an seiner jüngsten großen Arbeit, der zweibändigen *Auch eine Geschichte der Philosophie*. Dort wird im einleitenden, das Projekt motivierenden Kapitel, die Frage: „Verstehen wir uns heute noch als Zeitgenossen des 17. Jahrhunderts oder doch eher als solche der Junghegelianer“, zur entscheidenden „Testfrage“ stilisiert (Habermas 2019: I,29). An dieser Testfrage entscheide sich, so Habermas, ob gegenwärtige Positionen der Philosophie dem analytischen Spektrum in der Nachfolge David Humes oder der – wie es in der sich selbst provinzialisierenden analytischen Diktion heißt – „kontinentalen“ Tradition zugerechnet werden können. Wobei die sogenannte „kontinentale“ Tradition eben auf den Junghegelianismus zurückgeführt werden könne und auch die Positionen des amerikanischen Pragmatismus umfasse. Dass Habermas selbst sich als Zeitgenossen der Junghegelianer versteht, hatte er schon im *Philosophischen Diskurs der Moderne* explizit formuliert (Habermas 1988: 67).

Vor diesem Hintergrund kann es dann auch nicht überraschen, dass als entscheidende Vertreter des hier nicht vom Junghegelianismus unterschiedenen „Linkshegelianismus“ von Habermas „Georg Lukács, Ernst Bloch, Walter Benjamin und die Exponenten der Frankfurter Schule“ (Habermas 2019: I,40) genannt werden – Autoren also die erst deutlich nach

noch einmal durchzulesen.“ (Bauer 1844: 50) Daraus, wie Moggach, zu schlussfolgern, Bauer spreche Hegel einen religiösen Standpunkt zu, ist ziemlich gewagt, zumal für Bauer der von ihm *sine ira et studio* etablierte Text der Vorlesungen dem „Interesse der linken Seite“ (Bauer 1844: 49) entgegenkommt.

² Diese Beobachtung stimmt so allerdings nicht ganz. Habermas nennt neben Ruge, ohne sie zu zitieren: L. Feuerbach, D. F. Strauß, B. Bauer, K. Marx, M. Hess und S. Kierkegaard, wobei die Charakterisierung als Junghegelianer sich aus dem Kontext erschließt. (vgl. Habermas 1988: 66–77)

der Revolution von 1848/49 geboren wurden. Auch wenn diese Revolution nur eine von mehreren Kandidatinnen für das Ende des historischen Junghegelianismus ist,³ für die Historiker:innen lebten die Genannten in jedem Fall den größeren Teil eines Jahrhunderts zu spät, um an den *Jahrbüchern* überhaupt beteiligt zu sein und auch ihre Lebensumstände entsprachen nicht mehr jenen Figuren der aus dem universitären Leben verdrängten Intellektuellen, die für Ruge, Bauer, Marx und viele ihrer hegelianisch geprägten Generationsgenossen typisch waren.

Für Habermas liegt der Bestimmung des Junghegelianismus folglich etwas anderes als die historische Konstellation zugrunde, die Hundt im Blick hatte. Es spricht aber für die Verständigungsschwierigkeiten zwischen Historiker:innen und Philosoph:innen, dass sich auch die habermas'sche Bestimmung auf eine Konstellation beruft. Das Unverständnis zwischen beiden Ansätzen beruht also nicht zuletzt darauf, was jeweils unter dem Ausdruck „Konstellation“ verstanden wird.

2. Konstellation und Konstellation

Man kann „Konstellation“ – und Dieter Henrichs philosophische Konstellationsforschung zum Deutschen Idealismus (Henrich 1991) wird von Martin Hundt nicht zufällig zur Charakterisierung seiner eigenen Bemühungen um die Erforschung des Junghegelianismus herangezogen – als ein Zusammenspiel von Personen verstehen, von Vorläufern und Nachfolgern, die Einflüsse aufeinander ausüben, bestimmte Gedanken aufgreifen, umarbeiten und radikalieren, bis schließlich ein neues Denken entsteht, das sich ausdifferenziert und schließlich auch wieder in sich zusammenfallen kann. Einer solchen Konstellation gibt ein Projekt wie die *Jahrbücher* einen „Kristallisationspunkt“, dem das Verdienst zukommt, wie es bei Hundt heißt, die „Kräfte mittels einer Zeitschrift gebündelt zu haben“ (Hundt 2010/Apparat: 14).

Wird Konstellation so verstanden, dann sind es verschiedene Motive, die neben gemeinsamen Arbeiten, geteilten politischen Standpunkten und wechselseitigen Unterstützungen, den umfassenden Rahmen bestimmen: Hervorstechend sind für den Junghegelianismus die Religionskritik und das Verhältnis zum Republikanismus, die beide die hegelsche Deutung Preußens als Vorreiter oder zumindest Beispiel einer fortschrittlichen historischen Entwicklung infrage stellen.

Doch eine solche Konstellation wird nur verständlich, wenn klar ist, worauf sie reagiert. Unbestritten ist, dass die restaurative und zunehmend repressive Politik unter Friedrich Wilhelm IV. bei den progressiven Schülern Hegels zu einer intellektuellen Krise führten. Ein gutes Beispiel dafür liefert in den *Jahrbüchern* die Auseinandersetzung um den Charakter Preußens als christlicher Staat. Wurden 1841 im Nachgang zu den Kölner Wirren noch die Halbheit des preußischen Staatsprotestantismus beklagt, die es dem „intelligenten Staat“ – wie es wörtlich heißt ([Fleischer] 1841: 414) – unmöglich mache, sich gegen katholischen Obskurantismus, Fanatismus und Pfaffentum durchzusetzen, so lautete Ruges Klage im Jahr darauf, dass Preußen, das sich selbst nicht mehr als protestantischer Staat bezeichne und ein Bündnis mit dem katholischen Österreich eingegangen sei, tatsächlich am besten als „christlicher Staat“ bezeichnet werden müsse: „denn seine ganze Praxis beruht auf der Jenseitigkeit,

³ Die Revolution von 1848/49 ist eines von drei möglichen Daten, an denen Hundt in seinem Vortrag noch den Junghegelianismus enden sieht: die beiden anderen sind das Ende der Deutsch-Französischen *Jahrbücher* 1844 und die Auseinandersetzung von Karl Marx und Friedrich Engels mit Ferdinand Lassalle 1858/59 (vgl. Hundt 2000: 13). In „Der Junghegelianismus im Spiegel der Briefe“, legt Hundt sich dann auf die Revolution von 1848 als Endpunkt fest (Hundt 2010/Apparat: 1).

oder, was einerlei ist, auf der Nichtanerkennung der menschlichen Freiheit. Das politische Leben soll erst noch geboren werden; außer dem politischen Leben gibt es aber keine freien Menschen nur resignierende Christen.“ (Ruge (1842): 1072)

Damit bricht aber eine der entscheidenden Konstruktionen der hegelschen Geschichtsphilosophie in sich zusammen. Mit Hegel hatten die Junghegelianer den Protestantismus nicht in erster Linie als religiöses, sondern vielmehr als politisches Motiv gedeutet: die Befreiung des Individuums von der Vorherrschaft religiöser Hierarchien, die dogmatisch Glaubenssätze verwalten und für sich eine größere Nähe zu Gott in Anspruch nehmen. Indem er diese Hierarchien auflöst, ist der Protestantismus für Hegel und seine Nachfolger ein Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit. Doch in der Restaurationszeit werden die Forderungen schal, der Protestantismus müsse ein Prinzip des Staates und nicht bloß der Kirche werden. Der Fortschritt, auf den die Junghegelianer in Verlängerung der hegelschen Geschichtskonstruktion gewartet hatten, blieb nicht nur aus. Die Geschichte Preußens schien ihnen vielmehr den Rückwärtsgang einzulegen. Die drängende Frage war nun: Wie konnte das sein?

Genau an dieser Frage berührt sich die Bedeutung des Wortes „Konstellation“ bei Hundt und Henrich mit jener Bedeutung, die ihm Habermas gibt. Für Habermas ist die Konstellation, um die es geht, weniger eine Konstellation von Personen, Netzwerken und wechselseitigen Bezügen als vielmehr die Herausbildung eines Problemkomplexes, der eine ebenso philosophische wie politische Herausforderung darstellt. Für Habermas übersetzen sich deshalb die konkreten Fragen, mit denen sich Ruge und die anderen Autoren der *Jahrbücher* herumschlugen, in Fragen, die eine größere historische Dauerhaftigkeit aufweisen. Wie sich die menschliche Freiheit, von der Ruge spricht und die – wie im Protestantismus – immer als Freiheit von Einzelnen verstanden werden muss, mit der Einbindung in ein Gemeinwesen, in einen Staat verbinden lässt, wird so zu einem Grundproblem der Moderne, das bis heute seiner Lösung harrt.⁴

Die Junghegelianer sind in diesem Sinne Ausdruck einer Konstellation, weil bei ihnen Problematisierungen zum Durchbruch kommen, die bis in unsere Gegenwart hinein prägend geblieben sind. Dem widerspricht auch nicht, dass sie Vorläufer und Nachfolger haben. Denn die Konstellation, die sich unter den beschriebenen restaurativen Bedingungen herausgebildet hat, ist natürlich nicht vom Himmel gefallen, sondern hat ihre eigene Entwicklungsgeschichte.

⁴ Ein Problem übrigens, dass – laut der überlieferten Nachschrift von Karl Hegel – Hegel in seinen letzten Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte im Wintersemester 1830/31 bei den Betrachtungen über die Französische Revolution ausdrücklich als offene Frage benennt, ohne eine Lösung anbieten zu können: „Es kann nur der Wille der Regierung gelten, aber die Willen der Vielen wollen gelten *und* agiren gegen die Regierung. So geht die Bewegung *und* Unruhe immer fort. Gegen jeden Beschluß, jede Einrichtung ist sogleich eine Parthei, die sich das Volk heißt *und* ihren Willen geltend zu machen sucht. Jede Besonderung erscheint als Privilegium, es soll aber Gleichheit seyn. Nach diesem Prinzip ist keine Regierung möglich. Diese Kollision, dieser Knoten, dieses Problem ist es an dem die Geschichte steht *und* das sie noch zu lösen hat.“ (Hegel 2020 [1830/31]: 1567) In der Nachschrift von Johann Heinrich Wichern endet die Passage sogar noch dramatischer: „die Geschichte endet mit dieser disharmonie *und* dieses Problem, wie alle die individuellen Willen sollen gelten können“ (ebd.). Hegel selbst hat sich in den *Grundlinien der Philosophie des Rechts* an einer komplexen Lösung des von der Geschichte gestellten Problems versucht, doch sind die *Grundlinien* bei Lichte betrachtet viel widersprüchlicher als es auf den ersten Blick scheint und selbst voll offener Fragen und ungelöster Probleme. (Vgl. exemplarisch Schmidt 2024.)

3. Was ist Junghegelianismus? Geschichtsphilosophie!

Was also kennzeichnet die Konstellation, die Habermas vor Augen hat und von der er behauptet, dass wir – wenn wir uns als Zeitgenoss:innen der Junghegelianer verstehen – immer noch von ihr geprägt werden?

Im *Philosophischen Diskurs der Moderne* ist das zunächst einmal ein „radikal geschichtliches Denken“ (Habermas 1988: 68). Die Junghegelianer sind für Habermas Protagonisten einer Moderne, die als „vorbildlose, zukunfts offene, neuerungssüchtige [...] ihre Maßstäbe nur aus sich selber schöpfen“ kann (Habermas 1988: 55). Sie schließen damit an Hegel an und erben – so Habermas – von diesem das Grundproblem der Moderne, wie die Orientierung in einer offenen Zukunft gelingen kann, wobei Gelingen eben die Vermittlung von individueller Freiheit und Sittlichkeit hieße. Es kann dahingestellt bleiben, ob die hegelsche Lösung – die Habermas im Anschluss an Henrich zu erkennen meint (Habermas 1988: 53) – tatsächlich der Vorrang des Staates im Sinne der konstitutionellen Monarchie gewesen ist.⁵ Denn in jedem Fall ist diese „Lösung“ für die Junghegelianer versperrt.

Aber diese Sperre radikalisiert das geschichtliche Denken der Junghegelianer noch weiter. Sie führt dazu, dass die Vernunft historisiert wird. Die Vernunft findet ihren Ausdruck in „Konfigurationen und Strukturen“, schreibt Habermas in einer langen, wichtigen Fußnote, die sich bei der Betrachtung von „Lebensformen und Lebensläufen“ „erhaschen“ lassen. In ihnen erweist sich die Vernunft weder als überhistorisch fixiert noch als bloß subjektives Vermögen, sondern als Ergebnis „übersubjektive[r] Bildungsprozesse [...], in denen sich Prozesse des Lernens und Verlernens verschlingen“ (Habermas 1988: 69, Fn. 4). Dabei weder einem geschichtsphilosophischen Dogmatismus zu verfallen, noch dem Historismus – sprich einem vollkommenen Relativismus – nachzugeben, ist im *Philosophischen Diskurs der Moderne* die Aufgabe vor die sich Habermas in der Nachfolge der Junghegelianer gestellt sieht.

Diese Aufgabe ist aber keine bloße philosophische Übung, sondern bildet ihrerseits dafür, was für Habermas den Kern des Junghegelianismus ausmacht: „das geschichtlich akkumulierte, der Entbindung harrende Potential der Vernunft gegen die einseitige Rationalisierung der bürgerlichen Welt mobil[z]u machen.“ (Habermas 1988: 71)

Der Junghegelianismus, heißt das in anderen Worten, eröffnet den Blick auf eine historisierte Vernunft, die einerseits in konkreten Bildungsprozessen entsteht, andererseits aber in diesen Bildungsprozessen auch verstellt und blockiert werden kann. Denn das ist genau die Konstellation mit der sich die Junghegelianer konfrontiert sehen. Sie verfügen über die philosophische Einsicht in die Bedeutung der Freiheit für die geschichtliche Entwicklung im Allgemeinen und in ihrer historischen Situation im Besonderen, aber das Potenzial zu einer vernünftigen Fortentwicklung der Freiheit bleibt für sie verstellt und blockiert. Dadurch wendet sich aber ihr Blick notwendigerweise zurück auf die Frage, worin genau diese Blockaden bestehen. Die Entschlüsselung von dem, was Habermas „Bildungsprozesse“ nennt, spielt dafür eine entscheidende Rolle. Was macht uns zu Subjekten, denen es in ihrem Handeln um die eigene Freiheit geht? Und inwiefern sind es gerade die Bildungsprozesse, durch die wir zu solchen Subjekten werden, die uns daran hindern frei zu werden?

⁵ Hegel verweist darauf, dass auch Frankreich zur konstitutionellen Monarchie zurückgekehrt sei, betont aber den Vorrang des Rechts („die Prinzipie der Freiheit des Eigenthums, der Person usw.“) und den allgemeinen, nur durch Befähigung geregelten Zugang zu Staatsämtern, sodass dem Monarchen an der Spitze des Staates „wenn er auch willkürlich genannt werden kann, [...] ihm im Ganzen wenig Vielfaches zu entscheiden übrig[bleibt], denn die ganze Organisation ist durch die Gesetze bestimmt; in Ansehung des Substanziellen ist das, was der Entscheidung des Monarchen anheim gestellt ist, für wenig zu achten“ (Hegel 2020 [1830/31]: 1569).

In der Nachfolge von Marx wird zur Beantwortung dieser Fragen, die Analyse der Funktionsweise der kapitalistischen Ökonomie und der mit ihr verbundenen Subjektivierungsweisen von entscheidender Bedeutung sein. Habermas erkennt diesen Strang der Konkretisierung junghegelianischer Fragestellungen durchaus an. So spricht er im letzten Teil von *Auch eine Geschichte der Philosophie* davon, dass sich in den „konkreten Gestalten historischer Lebensformen, [...] die bildenden Kräfte der Ermächtigung zum autonomen Handeln mit den repressiven Kräften und Ideologien einer antagonistischen Gesellschaft *verwickeln*.“ (Habermas 2019: II,597) Und diese antagonistische Gesellschaft ist der Kapitalismus mit seinen Klassengegensätzen. Aber für die Charakterisierung der junghegelianischen Konstellation wählt Habermas zwei allgemeiner gehaltene Bestimmungen: (1) „die empirische Untersuchung von geschichtlich materialisierten Vernunftpotentialen“ und (2) die „praktische Beförderung der Emanzipation aus der Naturwüchsigkeit gesellschaftlicher und kultureller Bildungsmächte“. (Habermas 2019: II,599)

Diese beiden Bestimmungen hängen eng miteinander zusammen. Das zeigt sich vor allem auf dem Gebiet der Religion und der Religionskritik, das die Junghegelianer so stark beschäftigt hat. Religion ist nämlich einerseits ein Paradebeispiel für das, was Habermas als „einengenden Sozialisationsprozess im Schatten repressiver Überlieferungen“ (Habermas 2019: II,600) bezeichnet. Allerdings lässt sich die Religion für die Junghegelianer nicht auf ihren repressiven Charakter reduzieren. Sie trägt in sich ethische Gehalte, deren Vernunftpotential es zu rekonstruieren und zu erhalten gilt. Habermas schlägt vor, das im Zuge von Übersetzungen zu leisten, die den ethischen Gehalt vom Offenbarungscharakter trennen und ihm eine neue Gestalt geben. Das verengt aber die Konstellation auf das Verhältnis von Glauben und Wissen und damit auf den kommunikativen Kontext, während die Konstellation im Anschluss an Hegel aber auch an Kant durchaus auch institutionelle und praktische Fragen umfasst: Wie organisiert sich die Partei des Fortschritts? Wie gelingt es ihr in einer unvernünftigen Umwelt, vernünftiger Lebensweisen vorwegzunehmen?

4. Sind wir Junghegelianer?

Es ließe sich also im Detail durchaus noch darüber diskutieren, was die junghegelianische Konstellation im philosophischen und nicht im historischen Sinn ausmacht – wenn hier um des Kontrasts willen an dieser platten Gegenüberstellung festgehalten werden darf. Statt diese Diskussion zu vertiefen, will ich aber zum Abschluss dieses Textes noch einmal auf die Frage zurückkommen, ob sich die „bedenklich verallgemeinernde Weise von den Junghegelianern zu sprechen“, die Martin Hundt bei Habermas diagnostiziert hat, nicht doch rechtfertigen lässt.

Folgende Punkte scheinen mir dafür zu sprechen, dass wir tatsächlich immer noch Zeitgenoss:innen jener Intellektuellen sind, die unter den Bedingungen zwischen Restauration und Revolution in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre Lage reflektierten.

1) Auch wir verstehen uns radikal geschichtlich. Wir wissen, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen wir leben, nicht göttlichen – oder was, wie wir seit Spinoza wissen, auf dasselbe hinausläuft – natürlichen Ursprungs sind, sondern von Menschen gemacht werden. Und wir wissen, ja es ist für unser Selbstverständnis geradezu entscheidend, dass bei all diesen geschichtlichen Prozessen – so sehr sie der Kontingenz und äußeren Einflüssen unterliegen – Freiheit eine entscheidende Rolle spielt.

2) Doch obwohl wir uns als Subjekte verstehen, vielleicht sogar verstehen müssen, denen es in ihrem Handeln um ihre Freiheit geht, sehen wir uns mit einer gesellschaftlichen Lage konfrontiert, in der die Blockaden von Vernunft und Freiheit allgegenwärtig spürbar sind.

Wie sehr unsere Gegenwart blockiert ist, wird uns vor allem angesichts der Krisen und Probleme deutlich, die – und man muss schon sagen mal wieder – nicht nur freiheitsbedrohend, sondern lebensbedrohlich sind.

3) Beide Erfahrungen in sinnvoller Weise miteinander zu verknüpfen, gelingt aber nur, wenn die Reproduktion sowohl der Gesellschaft, ihrer Konfigurationen und Strukturen, als auch der Individuen, ihres organischen Lebens und ihrer Handlungsfähigkeiten, analysiert werden. Die Verknüpfung von dem, was in einem weiten, die Praktiken einschließenden Sinn als Ideologie bezeichnet werden kann, und unserem Selbstverständnis als kritische, aufgeklärte und vor allem zur Freiheit begabte Subjekte, gilt es für uns zu erfassen, um die Blockaden, denen wir uns gegenübersehen überwinden zu können.

Die historischen Junghegelianer sind in der Zeit zwischen Hegels Tod und der Revolution von 1848/49 dieser Konstellation, diesem Problemkomplex zum ersten Mal begegnet und haben erste Schritte zu ihrer Analyse unternommen. Diese Analysen sind seitdem in vielerlei Hinsicht entscheidend vertieft, aber auch erweitert worden. Aber der Konstellation, vor der sich die Junghegelianer sahen, sind wir bei allem historischen Wandel, der seitdem unbestritten stattgefunden hat und auf den die Arbeiten der Historiker:innen nicht müde werden hinzuweisen, nicht entkommen. Und das macht uns noch immer zu Zeitgenoss:innen der Junghegelianer und – sofern wir uns der Herausforderung stellen – in diesem Sinn auch bis heute selbst zu Junghegelianern.

Bibliographie

- Angaut, Jean-Christophe; Buée, Jean-Michel; Clochec, Paulin; Renault, Emmanuel (2015): „Introduction. De la Jeune Allemagne au Jeune hégélianisme“. *Friedrich Engels: Écrits des jeunesse 1 – 1839–1842*. Paris: les éditions sociales, 7–98.
- Barnikol, Ernst (1972): *Bruno Bauer – Studien und Materialien*. Assen: Van Gorcum & Comp.
- [Bauer, Bruno] (1841): *Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichristen*. Leipzig: Otto Wigand.
- Bauer, Bruno (1844): *Briefwechsel zwischen Bruno Bauer und Edgar Bauer während der Jahre 1839–1842 aus Bonn und Berlin*. Charlottenburg: Egbert Bauer.
- Fischbach, Franck (2022): „Présentation: Le Jeune hégélianisme, laboratoire de la modernité sociale et politique et de sa critique philosophique“. *Les Jeunes hégéliens. Politique, religion, philosophie. Une Anthologie*, hrsg. von Franck Fischbach. Paris: Éditions Gallimard, 9–46.
- [Fleischer, Karl Moritz] (1841): „Preußen und der Katholicismus“. *Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst* 1/79–81+101–104, 313–215[315]+317–319+321–322+401–402+405–406+409–414.
- Habermas, Jürgen (1988): *Der philosophische Diskurs der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (2019): *Auch eine Geschichte der Philosophie*. 2 Bd. Berlin: Suhrkamp.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (2020): „Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte“. *Gesammelte Werke* 27. Tbd. 4. Hamburg: Meiner.
- Henrich, Dieter (1991): *Konstellationen: Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789–1795)*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hundt, Martin (2000): „Was war der Junghegelianismus?“. *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät* 40, 5–32.
- Hundt, Martin (Hrsg.) (2010): *Der Redaktionsbriefwechsel der Hallischen, Deutschen und Deutsch-Französischen Jahrbücher (1837–1844)*. 2 Bd. + Apparat. Berlin: Akademie Verlag.
- Leo, Heinrich (1838): „Vorwort zur zweiten Auflage“. *Sendschreiben an J. Görres*. Halle: Eduard Anton, III–XVIII.

- Moggach, Douglas (2003): *The Philosophy and Politics of Bruno Bauer*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Ruge, Arnold (1838): „Die Denunciation der hallischen Jahrbücher“. *Hallische Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst* 1/179–180, Sp. 1425–1440.
- Ruge, Arnold (1842): „Der christliche Staat“. *Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst* 2/267–268, 1065–1072.
- Schmidt, Christian (2024): „Hegel’s Universalism and Its Crisis“. *Hegel-Studien* 57, Hamburg: Felix Meiner Verlag, S. 89–103.

E-Mail-Adresse des Autors: mail2chr@web.de



Ein neuer Blick auf die soziale und politische Wirkung Bettine von Arnims *Die G ü n d e r o d e*

Lorely French

(Pacific University, Forest Grove, Oregon/USA)

Veröffentlicht: 31. August 2025

Abstract

In contrast to literary, philosophical, biographical, and autobiographical interpretations of Bettine von Arnims epistolary work *Die G ü n d e r o d e*, the „new look“ in the title of this essay refers to the social and political effects of the poetics in her work. Based on the letters of Young Hegelians in the three-volume work *Der Redaktionsbriefwechsel der Hallischen, Deutschen und Deutsch-Französischen Jahrbücher* (1837–1844), edited by Martin Hundt; on Helmine von Chézy's epistolary manuscript „An die G ü n d e r o d e“, and on the transnational reception of *Die G ü n d e r o d e* by authors in the English-speaking realm, the essay demonstrates the wide circles of influence of Bettine von Arnim's work.

Zusammenfassung

Im Vergleich zu literarischen, biografischen und autobiografischen Interpretationen von Bettine von Arnims Briefwerk *Die G ü n d e r o d e* weist der „neue Blick“ im Titel dieses Aufsatzes auf die soziale und politische Wirkung der Poetik in ihrem Werk hin. Anhand der Briefe von Junghegelianern in dem von Martin Hundt im Jahr 2010 herausgegebenen dreibändigen Werk *Der Redaktionsbriefwechsel der Hallischen, Deutschen und Deutsch-Französischen Jahrbücher* (1837–1844); des von dem von Helmine von Chézy geschriebenen Briefmanuskripts „An die G ü n d e r o d e“; und der transnationalen Rezeption der *G ü n d e r o d e* von Schriftstellerinnen in dem englischsprachigen Raum zeigt der Aufsatz die breiten Sphären des Einflusses Bettine von Arnims Werk.

Keywords/Schlüsselwörter

Bettine/Bettina von Arnim, Karoline von Günderode, *Die G ü n d e r o d e*, Junghegelianer, Moriz Carriere, Helmine von Chézy, Margaret Fuller, American Transcendentalists

Was ist Erinnerung? – Erinnerung ist viel tiefer, als sich auf das besinnen, was wir erlebten. Auch in ihren Verwandlungen berührt sie ewig den Geist – sie ist unendlich – sie wird Gefühl – dann wird sie Gedanke, der reizt den Geist zur Leidenschaft; als Leidenschaft erzeugt sie den Geist aufs Neue. (Arnim 1989: 463).

Die positive Gegenwart ist der kleinste und flüchtigste Punkt; indem du die Gegenwart gewahr wirst, ist sie schon vorüber, das Bewußtseyn des Genusses liegt immer in der Erinnerung. Das Vergangene kann in diesem Sinn nur betrachtet werden, ob es nun längst oder so eben vergangen, gleichviel. (Günderode 1990: Bd. 1, S. 30, Kapitel 4, n53).

In Erinnerung an Martin Hundt



Abb. 1: Bettina von Arnim. Portrait
https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bettina_von_Arnim_portrait.jpg

1844), in dem sich mehrere Briefe und Anmerkungen bezüglich des Briefwerks *Die Günderrode* befinden. Der zweite ist das wichtige aber immer noch wenig zitiertes Manuskript „An die Günderrode“ von der Journalistin, Dichterin und Librettistin Helmina von Chézy (1783–1856), die bis 1995 unveröffentlicht in der Sammlung Varnhagen in der Jagiellonska Universitätsbibliothek lag, und das im *Bettina von Arnim-Jahrbuch* kommentiert und veröffentlicht wurde (French and Hundt 1995). Dieser Text verbindet *Die Günderrode* mit Bettine von Arnims Werk *Dies Buch gehört dem König*, das für seine politische Botschaft an den König, die eine demokratische Monarchie fordert, bekannt ist; darüber hinaus ordnet Chézy Bettine von Arnims Werke in eine historische Linie freimütiger Schriftstellerinnen, Herrscherinnen, Künstlerinnen und weiblicher religiöser Persönlichkeiten ein. Der dritte Anlass ist die enthusiastische Rezeption Bettine von Arnims *Günderrode* von der amerikanischen Schriftstellerin und Publizistin Margaret Fuller (1810–1850). Die Berücksichtigung dieser drei wichtigen Anlässe basiert auf der Bemerkung von Irina Hundt in ihrem Aufsatz „Junghegelianer - Frauenbewegung. Einige Fragestellungen zum Problem des Zusammenhangs“, als sie den Fall der Kämpferin für Frauenrechte, Mathilde Franziska Tabouillot-Anneke (1817–1884), die mit ihrem Mann in die USA emigrierte, erwähnt und beschließt: „daß die Erforschung der Wirkung und Nachwirkung junghegelianischen Gedankengutes wie auch seines Zusammenhangs mit dem Gedanken der Frauenemanzipation nicht vollständig sein kann, wenn der außerdeutsche und der außereuropäische Aspekt vergessen wurden“ (Hundt 1996: 520).

Anlässe zum „neuen Blick“

Die Bezeichnung „ein neuer Blick“ im Titel dieses Aufsatzes weist auf die politisch-soziale Wirkung Bettine von Arnims *Die Günderrode* hin, im Vergleich zu den literarischen, wobei die literarische Ästhetik der Briefform in Verbindung mit den anderen Werken von Bettine von Arnim und anderen Frauen im späten achtzehnten und frühen neunzehnten Jahrhundert analysiert wird (French 1996; Goozé 1995; Shafi 1995); oder zu den philosophischen, meist feministischen Interpretationen der Kühnheit des Denkens und der Form, die mit traditionellen Geschlechternormen der Unterwürfigkeit bricht (Daley 1998, Stone 2014); oder zu den biografischen und autobiografischen (Goodman/Waldstein 1992; Growe 2003) Interpretationen. In dieser Hinsicht gibt es drei Anlässe für diesen Schwerpunkt der politischen-sozialen Wirkung. Der erste ist das von Martin Hundt im Jahr 2010 herausgegebene dreibändige Werk *Der Redaktionsbriefwechsel der Hallischen, Deutschen und Deutsch-Französischen Jahrbücher* (1837–



Abb 1: Titelseite: Hundt, Martin, Hrsg. (2010). *Der Redaktionsbriefwechsel der Hallischen, Deutschen und Deutsch-Französischen Jahrbücher* (1837-1844). 3 Bde. Berlin: Akademie Verlag.

Briefe der Junghegelianer in Martin Hundts *Der Redaktionsbriefwechsel der Hallischen, Deutschen und Deutsch-Französischen Jahrbücher* (1837–1844)

Die Briefe in dem von Martin Hundt veröffentlichten *Redaktionsbriefwechsel*, die für das Verständnis der Rezeption Bettine von Arnims *Günderrode* durch die Junghegelianer relevant sind, stammen von dem Philosophen und Schriftsteller Moriz Carriere (1817–1895); dem Publizisten Eduard Meyen (1812–1870); dem Schriftsteller, Literaturhistoriker, Ästhetiker, Philosophen und – mit Arnold Ruge – Herausgeber der *Hallischen Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst* Ernst Theodor Echtermeyer (1805–1844); dem Schriftsteller und 1848/1849 Vertreter der demokratischen Linken in der Frankfurter Nationalversammlung Arnold Ruge (1802–1880); dem Schriftsteller und Journalisten Franz Chassot von Florencourt (1803–1886); dem Juristen, Völkerrechtler, Publizisten und Philosophen Heinrich Bernhard Oppenheim (1819–1888); und dem Schriftsteller und Aktivisten Edgar Bauer (1820–1886).

Die Forschung zu den Verbindungen, die Bettine von Arnims Werke und Tätigkeiten zu

den Junghegelianern hatten, ist natürlich nicht neu oder unbekannt. Schon die berühmtesten Bettina-von-Arnim-Wissenschaftler*innen – Wolfgang Bunzel (1996), Heinz Härtl (1995), Ursula Püschel (1990), Barbara Becker-Cantarino (2019), Ulrike Landfester (2000), zum Beispiel – haben ausführliche Studien dazu publiziert. Bettine von Arnims dynamisch pantheistische Sicht auf die Welt tritt in der *Günderrode* deutlich zum Vorschein und ist ein Aspekt ihres Schaffens, der zu ihrer Zeit die meisten Kontroversen auslöste. Ihre Ansichten zogen sie in die politischen Debatten der Zeit ein, zu denen auch die rebellischen Junghegelianer hingezogen wurden. Was aber meistens in den Briefen der Junghegelianer zum Vorschein kommt, ist die Wichtigkeit der Jugend. Um die radikale Natur dieser Betonung der Jugend richtig einzuschätzen, muss man verstehen, dass sich das Konzept von der „Jugend“ als Lebensphase des Aufwachsens erst im 20. Jahrhundert durchsetzen konnte und „[] sie zum allgemeinen biografischen Muster für fast alle Heranwachsenden wurde“ (Sander 2002). Dazu kommt, dass die Zeit in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, in der die *Günderrode* erschienen ist, sowohl heikel als auch spannend für die Jugend war. Vor dem Hintergrund der Neuheit der Jugendlichkeit kann das Briefwerk, ganz wörtlich neu, jung und frisch, immer wieder gelesen werden.

Erst nach dem Tod von Achim von Arnim im Jahre 1831 trat Bettine von Arnim mit ihrem literarischen Engagement in die Öffentlichkeit. Ihr berühmtestes Werk, *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* – zuerst berühmt hauptsächlich durch den Fokus auf den verehrten Autor und dann später durch die Rolle, die das Werk und Bettine von Arnims Oeuvre im Ganzen für die Entwicklung der Literaturgeschichte von Frauen spielte –, erschien 1835. Die Jahre 1839 bis 1840 stellen den markanten Ausgangspunkt ihrer sozialen und politischen Tätigkeiten dar. In diesen Jahren bewirkte ihr Einfluss, dass die Gebrüder Jakob und Wilhelm

Grimm – die sie schon lange kannte und die wegen der Zugehörigkeit zu den Göttinger Sieben Professoren seit 1837 mit einem Berufsverbot belegt wurden – einen Ruf an die Berliner Universität annehmen konnten. Das Werk *Die Günderrode*, das im Zentrum der Monate ihrer Freundschaft mit der Dichterin Karoline von Günderrode im Jahr 1804 und deren Freitod darstellt, erschien im Jahre 1840. Wie Ulrike Landfester anmerkt, artikuliert Bettine von Arnim sowohl in der Widmung „Den Studenten“ in der *Günderrode* als auch in einem Brief am 25.3.1939 an die Brüder Grimm ihre Absichten, politisch tätig zu werden: „[. . .] eine heimliche Stimme ist in mir,“ schrieb sie im Brief, „die mich mahnt ich soll der ganzen Welt gegenüber auftreten, und die Euch mit Bewußtsein verleugnen, oder die von andern verführt sind zu irriger Anschauung die soll ich belehren und zurechtweisen“ (Schultz 1985: 70; Landfester 2000: 135). Ursprünglich hatte Bettine von Arnim eigentlich geplant, *Die Günderrode* dem Erbgroßherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach zu widmen, „weil er damals sagte, die Grimm haben recht gehandelt“ (Schultz 1985: 70).



Abb. 3: Karoline von Günderrode. Portrait 1797 im Historischen Museum Frankfurt/M. (Foto: Historisches Museum/Horst Ziegenfusz) CC BY-SA 4.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=135079216>

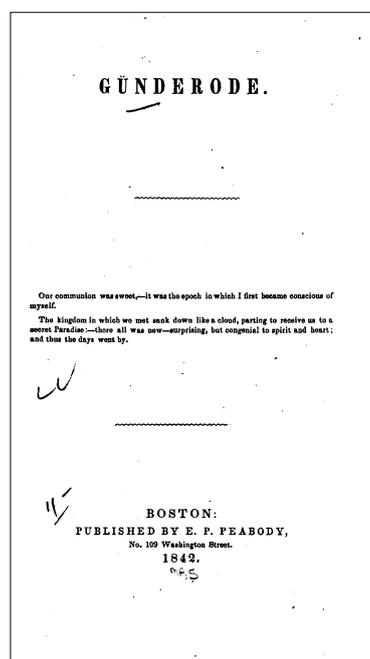


Abb. 4: Titelseite: Günderrode, englische Übersetzung <https://books.google.com/books?id=0wgoAAAAMAAJ&printsec=frontcover&hl=de#v=one-page&q&f=false>

Im Frühjahr machte Bettine von Arnim Bekanntschaft mit Moriz Carriere, einem Schüler der Brüder Grimm. Carriers lobende zweiteilige Rezension in den *Hallischen Jahrbüchern* vom 24. und 25. März 1841 beginnt mit Bettine von Arnims Widmung an den Studenten. Als dreiundzwanzigjähriger Student identifiziert er sich mit dem Bild der zwei neugierigen, philosophierenden, enthusiastischen jungen Frauen, die eine neue „Schwebereligion“ erfinden. In seinem Frühwerk war Carriere stark von Hegel beeinflusst, insbesondere von dem in Hegelianismus verwurzelten Theismus, und versuchte, die Gegensätze des Deismus und Pantheismus zu überwinden. Jugend hieß für Carriere das Neue, das Zukünftige, das Immerwerdenene. Die Briefe in Martin Hundts Ausgabe geben den Lesern*innen einen Blick hinter diese Gedanken. In einem Brief an Arnold Ruge, in dem Carriere seine eigene

„Religionsphilosophie“ und Bettine von Arnims Anziehungskraft beschreibt, behauptet er, „daß ich die Freiheit nicht in bloße Negation, sondern in jugendkräftigen Neubau setze.“ Er sehe „das Unendliche als ein stets ganz gegenwärtiges“ (Hundt 2010: 665) an und schreibt:

„Ich habe besonders auf das Vorwärtsschauende in der Bettina hingewiesen, u es ist immer gut, wenn die Leute sehn, wie unsre Ideen auch in solcher Form erscheinen u den Kern ausmachen. Man sagt, die Jahrbücher vernachlässigten das Poetische; ich bitte auch deshalb um eine baldige Aufnahme des Übersandten; daß der Ton dieser Recension ein andrer sein mußte, als der einer politischen oder theologischen, versteht sich von selber“ (Hundt 2010: 665–666).

Bettines Widmungstext, so Carriere, stellt die Studenten als historisch politisierte Jugend dar: „Die Ihr gleich goldnen Blumen auf zertretnem Feld, wieder aufsprosset zuerst!“ (Carriere Nr. 71, 24. März 1841: 282; zitiert nach Arnim (Hundt 2010: 297). Wie Landfester (2000) anmerkt, erinnert diese Zeile an das Fest auf der Wartburg „mit dem sich nach den preußischen Befreiungskriegen die studentischen Burschenschaften im Oktober 1817 zum Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht als, zitiert nach Alberti (1885: 89, Anm. 28), ‚ein Faktor, mit dem gerechnet werden mußte, die geistige Knospe der Nation [...], die eifrigsten Vorkämpfer für den Freiheitsgedanken‘ und damit als eine politische Macht konstituiert hatten“ (135).

Zugleich erinnert die Passage auch an das Verbot der Burschenschaften im Dezember 1817 von der Regierung Friedrich Wilhelm III. Der zweite Abschnitt der Widmung, auch von Carriere aus *Der Günderrode* zitiert, postuliert, dass die Studenten die ideale Geehrte für das Buch sei: „Die Ihr immer rege [...] auf Begeistrungspfaden schweift; in Germanias Hainen, auf ihren Ebenen und stolzen Bergen, am gemeinsamen Kelch heiligkühner Gedanken Euch berauschend, die Brust erschließt, und mit glühender Träne im Aug, Bruderliebe schwört einander, Euch schenk ich dieses Buch“ (Hundt 2010: 297).

Die Briefe von anderen im Kreis verkehrenden Junghegelianern zeigen nicht so viel Enthusiasmus für das Briefbuch wie Carriere. Eduard Meyen schreibt an Theodor Echtermeyer und kritisiert die Möglichkeit, dass Bettine die Briefe teilweise ediert habe:

„Neues hab' ich viel gelesen, Bettina's Schwärmereien, Tiecks glatte Romantik, Steffens langweilige Eitelkeiten, hab' aber nicht allzu viel Genuß daran gehabt. Die Bettina macht mir zuweilen wohl Spaß, wenn man sich hinreißen läßt, ist's schön. Aber es stört fortwährend der Gedanke daß das Meiste doch gemacht, jetzt fabricirt ist, und das raubt dem Unmittelbaren viel Kraft“ (Hundt 2010: 579).

Franz von Florencourt schreibt an Ruge, etwa Juli/Anfang August 1841 über seine Bedenken hinsichtlich Bettines Fähigkeiten zum Philosophieren: „Ich bewundre diese Bettine; sie scheint mir Vorläuferin und Seherin einer schönern Zeit zu sein. Aber die Philosophie kommt schlimm weg“ (Hundt 2010: 777–778). In einem Brief an Arnold Ruge vom 7. März 1841 erwähnt Moriz Carriere Vischers Bezeichnung von "krankhafter Weiblichkeit" in Bezug auf *Die Günderrode* (Hundt 2010: 798). Nachdem Ruge Carrieres Rezension bekommen hatte und an die Herausgeber weitergeleitet hatte, schrieb Ruge am 10. März 1841 an Carriere:

„Mit der Bettine ist es recht hübsch: aber Sie und Stahr sind gleich zu sehr eingenommen und verlieren darüber die Kritik. Ich liebe dies Genre, und wer möchte nicht so begeisterte Freunde haben? Gleichwohl kann man darauf nicht fußen, wenn man ein objectives Urtheil haben will, und nichts ist leichter verdorben, als so ein eitles Frauenzimmer. Ihre Recension ist längst in Leipzig, und Sie werden sie bald lesen und mir dann Selbst recht geben, daß sie etwas lyrisch ist“ (Hundt 2010: 711).

Bauer versuchte, seine eigene Rezension in den *Deutschen Jahrbücher* herauszugeben, die Ruge „nicht geeignet“ fand. In einem Brief vom 10. Feb. 1842 an Ruge schlug Bauer Änderungen vor und erklärt, wie sein Urteil anders als Carrieres sein werde, nämlich:

„Wo ich, im Gegensatz zu Carrieres falschem Enthusiasmus, in das Extrem eines anderen Enthusiasmus getrieben war, werde ich nun bei selbständigerer Untersuchung mich selbst ruhiger aussprechen können. Und ich werde Gelegenheit haben, das mannigfach Hohle, wenigstens Unpraktische in Bettines Wesen, das bei aller Uebertreibung Energielose, das bei aller Natürlichkeit Gekünstelte – was ich, gegen Carrieres falsche Lobhudeleien, hervorzuheben unterließ – stärker zu urgiren“ (Hundt 2010: 960).

Was diese (männlichen) Leser am Werk missverstehen, ist die neue „Symbiosis“ von Religion, Philosophie, Politik und Poesie in der *Günderrode*. Für sie bleiben diese Fächer alle an und für sich selbst in getrennten Kategorien. Eine neue Schätzung des Wertes der Werke von Bettine von Arnim aus einer feministischen Perspektive zeigt im Gegensatz ein tiefes und einzigartiges Verständnis für philosophische Gedanken. *Das Oxford Handbook of Nineteenth-Century Women Philosophers in the German Tradition*, zum Beispiel, enthält Einträge zu Bettine von Arnim und Karoline von Günderrode, eine Auszeichnung, die dem Brief von Florencourt an Ruge, in dem ihr Status als Philosophinnen geleugnet wird, entgegensteht bzw. widerspricht (Gjesdal/Nassar 2024).

Dennoch gab es auch andere Männer, die Carrieres Begeisterung teilten. In den Kreis von Studenten, der sich um Bettine von Arnim in ihrem Salon und in Briefkorrespondenzen bildete, gehört auch Heinrich Bernhard Oppenheim. Wie Carriere war Oppenheim Mitglied des Doctorclubs, „einer Gesellschaft älterer Studenten und junger Doktoren, die nach und nach zu Bettina in Beziehung“ kamen (Becker-Cantarino 2019: 51). Er verkehrte in ihrem Salon und die beiden korrespondierten (Püschel 1990: 9–58). Unter den Briefen in Martin Hundts Ausgabe ist ein Brief von Oppenheim an Ruge, am 1. Mai 1842; er sehe in Bettines *Günderrode* „viel von dem Gehalt dieses religiösen Pantheismus ist, von einem Pantheismus, der für ein thatkräftiges Volk paßt, wie der Schelaledin-Ranis etwa für Persien, ist, glaube ich, nicht zu läugnen, oder doch einem poetischen Gemüthe, wie dem Carriere's, nicht abzusprechen“ (Hundt 2010: 994). Oppenheims Lob an Bettines Werk in diesem Brief schätzt diese Symbiose und baut eine wichtige Brücke zwischen den Rezensionen und Briefen der Studenten (alle männlich) und der Meinung der Schriftstellerin Helmine von Chézy, die eine weibliche Perspektive auf *Die Günderrode* anbietet. Nachdem Oppenheimers Habilitation in Berlin an seiner jüdischen Herkunft scheiterte, wurde er 1841 Privatdozent für Staatswissenschaft und Völkerrecht in Heidelberg, wo er danach seine Karriere in der politischen Publizistik und Tätigkeiten fortsetzt.

Helmine von Chézys weibliche Perspektive auf *Die Günderrode*

Während es die Norm war, fast ausschließlich nur von „freien Männern“¹ als Ziele der politisch revolutionären Regierungswandelungen zu sprechen, kommen in Chézys Manuskript über *Die Günderrode* Frauen als Subjekte und aktive Akteurinnen zum Vorschein.

Es ist keine überraschende Neuigkeit, dass Chézy ihren Text „*Die Günderrode an Bettine*“ in Form eines Briefes schrieb. Erstens ebnete die blühende Briefkultur des späten achtzehnten

¹ Grimm (1838) schreibt folgendes über die Göttinger Sieben: „Die Geschichte zeigt uns edle und freie Männer, welche es wagten, vor dem Angesicht der Könige die volle Wahrheit zu sagen; das Befugtsein gehört denen, die den Mut dazu haben. Oft hat ihr Bekenntnis gefruchtet, zuweilen hat es sie verderbt, nicht ihren Namen. Auch die Poesie, der Geschichte Widerschein, unterläßt es nicht, Handlungen der Fürsten nach der Gerechtigkeit zu wägen. Solche Beispiele lösen dem Untertanen seine Zunge, da wo die Not drängt, und trösten über jeden Ausgang“.



Abb. 5: Helmine von Chézy
https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Helmina_von_Ch%C3%A9zy_2.png
 Creative Commons



Abb. 6: Portrait Margaret Fuller
 National Portrait Gallery, Smithsonian Institution; Geschenk von Francis A. DiMauro, ca. 1870 (nach der Daguerreotypie aus dem Jahr 1846);
https://www.si.edu/object/margaret-fuller%3Anpg_NPG.2007.

und frühen neunzehnten Jahrhunderts zuerst die literarische und dann allmählig die philosophische und politische Emanzipation der schreibenden Frauen. Als dialogische Form wurden Korrespondenzen optimale, und zugleich akzeptable Medien für Frauen, um philosophische, literarische, soziale und politische Ideen auszudrücken, ohne dass die vorgegebenen Grenzen der Weiblichkeit überschritten werden mussten. Zweitens war es Chézy nicht unbewusst, wie wirkungsvoll der Brief sowohl ihre persönlichen Schwierigkeiten als auch ihre geistigen Beschäftigungen ausdrücken konnte. Was jedoch bemerkenswert an ihrem

Text ist, ist, dass sie die erste einer ganzen Reihe von Rezensentinnen und Schriftstellerinnen ist –unter anderen Fanny Lewald (1849; 1811–1889), Malwida von Meysenbug (1869; 1816–1903) und Margaret Fuller (1810–1850) –, die Bettine von Arnim als besonders einflussreich für ihre eigenen literarischen, sozialen und politischen Tätigkeiten sahen. Wie Landfester bemerkt, zeigt sich gerade in dieser Hinsicht, dass diese politisch aktiven Schriftstellerinnen „das Geschlecht der Autorin von Anfang an mit der ästhetischen Bewertung ihrer Texte in Beziehung“ setzten (2000: 202).

Zur Zeit des Schreibens am Manuskript im Jahre 1844 lebte Chézy seit einem Jahr in Heidelberg; zu ihren vielen Bekannten gehörten Heinrich Oppenheim; der Historiker, Politiker und Professor Karl Hagen (1810–1868); Schriftstellerin, Revolutionärin und Frauenrechtlerin Amalie Struve (1824–1862) und ihr Mann, der Jurist, Publizist und Politiker Gustav Struve (1805–1870); Revolutionärin und Frauenrechtlerin Emma Herwegh (1817–1904) und ihr Mann, der Dichter und Revolutionär Georg Herwegh (1817–1875) und der Rechtsanwalt, Politiker und Revolutionär Friedrich Hecker (1811–1881).² In der ersten Version von

² Ich bedanke mich bei Irina Hundt für die folgenden Informationen über den historischen Rahmen, in dem Chézy während ihrer Arbeit am Manuskript verkehrte. Wie im Martin Hundts unvollendeten Manuskript „Karl Hagen (1810-1868). Historiker und Politiker“, das Irina Hundt für den Druck vorbereitet hat, war Hagen zwischen 1833 und 1855 Professor in Heidelberg und gehörte zu dem oppositionellen liberal-demokratischen Lager, zu dem viele Bekannte Chézys auch gehörten, z.B. Heinrich Oppenheim, Christian Kapp. Hagen war Mitarbeiter vom „Staats-Lexikon“, das von Welcker u. Rotteck

Chézys Manuskripts wird G nderodes Stimme genutzt, um Bettine dafür zu schelten, dass sie eins von Chézys geschriebenen Gedichten „Ist alles stumm und leer“ unter G nderodes Namen in der *Günderode* veröffentlicht habe: „Zuerst muß ich Dir zürnen, Bettina! Du hast mir ein Lied angeeignet: 'Ist alles stumm und leer'“ Das ist nicht mein! Warum thatest Du mir das?“ (French/Hundt 1995: 15).³ Dieser (vermeintliche) Fehler ist aber bald vergessen und vergeben, als Günderode zum Lob des Buches kommt: „Deine Günderode ist das schönste, ist das wunderbarste Werk, das je ein Weib geschrieben, und doch konnte ein Weib es schreiben. Ob stört mich wohl Einiges darin, aber *diese* Sprache kannten nur die Engel, bis Du sie ihnen abgelauscht“ (French/Hundt 1995: 16). In dieser ersten brieflichen Version merkt Chézy (als Günderode), wie das Poetische ins Politische übergeht und beides untrennbar miteinander verbunden wird. „Bei Dir ist der Genius und die Liebe,“ schreibt Günderode. Indem Bettine diese Dichotomie – Kopf und Herz, Intellekt und Gefühl – zu einer Einheit zusammenf ge, kann Bettine die geistige Souveränität erlangen, um das Elend in der Welt zu erkennen und zu heilen. „Du folgst zu den Sternen und sie wurden Dir Spiegel irdischen Jammers“ (French/Hundt 1995: 16). Auf diese Weise schlägt Günderode/Chézy eine Brücke zwischen *Der Günderode* und Bettines späterem politischen *Die Buch gehört dem König* und dem „Armenbuch“ Wohlt tigkeitsprojekt. Tatsächlich enthält die dritte Version von Chézys Manuskript drei Kapitel eines Buches, das Chézy unter dem Titel *Bettinen gehört dies Buch! Die Günderode an Bettina*, ein Spiel mit den Titeln ihrer beiden Werke, die zu einem zusammengefasst sind, anscheinend herausgeben wollte. Im Rahmen dieses Beitrags ist es unmöglich, auf die Details der vielen komplexen politischen, sozialen und religiösen Einzelheiten in Chézys Manuskript einzugehen. Was Religion betrifft, lobt Chézy (in der Stimme der Günderode) Bettine für ihr „Christum“; jedoch lässt Chézy sich im Manuskript Günderode auf ihre Kenntnisse der indischen Mythologie stürzen, um eine Analogie zwischen den Göttern des Reichtums und dem Kastensystem zu ziehen, das ist Brahmin zugunsten der Armen bevorzugt. Wichtig in Bezug auf Frauenrezeption sind die Biografien von vielen gelehrten, einflussreichen, hochgeehrten, meist adligen Frauen, die Günderode, (d.h. Chézy), aus dem so bezeichneten „Catalog des gelehrten Frauenzimmers“ von Dorothea Christiana Leporin n e Erxleben (1715–1762), der ersten promovierten Ärztin und eine Pionierin des Frauenstudiums im deutschen Sprachraum, beschreibt (Erxleben 1742). Diese historischen Frauen sind sprach-, musik-, schreib- und/oder kunstbegabt und „in Politik und Philosophie sich viel umgesehen.“ Chézy verwendet diese lange Liste von historischen Frauen und ihren Tätigkeiten, um die von ihren (männlichen) Zeitgenossen häufig gestellte Frage anzusprechen, und zwar, „ob man Frauen zu den öffentlichen und mündlichen Gerichtsverhandlungen, die nun schon längst in Aussicht gestellt sind, den Zutritt gestatten solle“ (French/Hundt 1995: 30). Sie erkennt die Heuchlerei in der auf der einen Seite „ berschw nglichsten Hochachtung für die Frauen“ und in der auf der anderen Seite Gefahr, die die Frauen den Herren darstellen „ja, sie gaben zu verstehn, die Herrn, [. . .] daß es Verbrechen geben würde, wie Sand am Meer, denn kein geringer anreiz zur Unthat wäre der Frauen Gegenwart, in welcher die Sache ganz dramatisch würde, und wo der  belth ter des Drama's Seele, Held und Dichter zugleich“ (French/Hundt 1995: 31). Schillers bekannte Zeile, die die Rolle der Frauen auf

herausgegeben wurde, und diese erwähnt Chézy in ihrem „Günderode“-Manuskript. Auch mit Friedrich Hecker waren beide, Hagen und Chézy, bekannt.  ber Chézys Zeit in Heidelberg, siehe: Koppenhöfer (2008, 2009).

³ Als Randbemerkung: Heinz Härtl (1989: 847) meint, basierend auf Recherche von Ernst Jeep (1885: 5–29; 44–48; Nr. 128), dass Chézy sich täusche und das Gedicht „Ist alles stumm und leer“ mit G nderodes Gedicht „Sind es die Lüfte noch“ verwechselt haben werde.

private Haushaltsarbeit beschränkt, stehe für diese „erklärten Bewunderer der Damen“, meint Chézy ironisch, als Vorbild der Frauen: „Ehret die Frauen, sie flechten (spinnen) und weben“ (French/Hundt 1995: 31).

Die Stimme der Günderrode wird dann zur Stimme von Chézy, als sie von ihren eigenen politischen Kämpfen spricht: „Wie schwer und bitter der Kampf habe ich bei den Lazarethen und in Oestereich ob der Ems, zum Theil auch schon hier erfahren“ (French/Hundt 1995: 31). Gemeint ist der Prozess in den Jahren 1814–17 wegen Chézys Auseinandersetzungen mit den Behörden im Zusammenhang mit ihrer Tätigkeit zur Pflege von im Kriege verwundeten Soldaten am Rhein; die in den Jahren 1823–1827 Konflikte wegen ihrer Berichte und Petitionen um die schwere Lage der Bergarbeiter im Salzkammergut; und, im Winter 1843, ihre Verhaftung unter dem Verdacht des angeblichen Vagabundierens, weil sie gegen des Willens des Heidelberger Bürgermeisters einem armen Mann eine Spende von 300 Gulden persönlich überreicht hatte. Im Gegensatz zu diesen Misshandlungen betont sie die Meinungen von Vertretern der liberaldemokratischen Opposition in Baden, u. a. Karl Theodor Welcker (1790–1869), Karl Mathy (1807–1868), Ernst Friedrich Gottschalk (1802–1851), und Friedrich Franz Karl Hecker (1811–1881). Diese Männer „stimmten für Zulassung der Frauen, die Welcker die edle großartige Hälfte des Menschengeschlechts nannte, die nicht minder tief und fein, oft reiner und richtiger fühlt“ (French/Hundt 1995: 31). Tatsächlich war es Welcker, der Chézys Verhaftung in Heidelberg als eines der Beispiele für ungesetzliche Handlungen der Gendarmerie in der 70. Sitzung der Zweiten Kammer am 18. Mai 1844 bei der Debatte über das Budget der allgemeinen Sicherheitspolizei vorbrachte.

Die englischsprachigen Übersetzungen

Damit schließt sich der Kreis der Geschichten und Menschen um Bettine von Arnim, ihr Werk *Günderrode*, Helmine von Chézy, die Junghegelianer, das Poetische, das Philosophische, das Politische und das Soziale. Nur noch ein letzter Quadrant des Kreises bleibt für diesen Kreis übrig, und zwar, die englische Übersetzung des Gedichts „Stumm und leer“ von der Engländerin Caroline de Crespigny in ihrer Gedichtsammlung mit Werken von deutschen Schriftstellerinnen unter dem Titel: *A Vision of Great Men, with Other Poems: and translations from The Poetesses of Germany* (1848).⁴ Crespignys Übersetzungen spiegeln ein seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts heranwachsendes Interesse an transkulturellen Transferenzen zwischen den deutsch- und englischsprachigen Ländern wider (French 2024).⁵

Über den Atlantik fanden Bettine von Arnims Werke enthusiastische Leser*innen unter den vor allem von Außenstehenden sogenannten „Transzendentalisten“, in Neuengland. Zu diesem etwas losen, intellektuell-literarischen Kreis gehörten Ralph Waldo Emerson (1803–1882), der mit den englischen Romantikern William Wordsworth (1770–1850), Samuel Taylor Coleridge (1772–1834), and Thomas Carlyle (1795–1881) befreundet war. Als

⁴ Caroline de Crespignys Dokumente sind in den „Bodleian Archives & Manuscripts“ in den Bodleian Libraries, Oxford University: https://archives.bodleian.ox.ac.uk/search?utf8=%E2%9C%93&op%5B%5D=&q%5B%5D=Crespigny&field%5B%5D=&from_year%5B%5D=&to_year%5B%5D=&commit=Search

⁵ Noch ein Beispiel für transkulturelles Interesse ist Bettine von Arnims eigene englische Übersetzung ihres Werke *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* als *Goethe's Correspondence with a Child: For His Monument* (1838). Obwohl die endgültige Übersetzung nicht finanziell erfolgreich war, ermöglichten der Prozess der Übersetzung, die Anwerbung von Verlagen und die Veröffentlichung des Buches in England und in den USA sie, ein breiteres Publikum zu erreichen und ein größeres Netzwerk zu verknüpfen. Siehe Vortriede (1957).

Herausgeber seiner eigenen Zeitschrift beauftragte Emerson die Schriftstellerin und Journalistin Margaret Fuller (1810–1850). Schon 1838 wurden die deutsche Fassung von Bettine von Arnims *Briefwechsel mit einem Kind* unter den Transzendentalisten – u.a. Emerson, Fuller, Elizabeth Palmer Peabody (1804–1894), Louise May Alcott (1832–1888) – und Briefe darüber ausgetauscht. Als *Die Günderrode* erschien, waren viele im Kreis schon von den rebellischen Aussagen gegen soziale und religiöse Einschränkungen und von der Liebe zur Natur und Freiheit in Gedanken und Taten im Werk begeistert. Im Januar 1842 veröffentlichte Fuller einen Aufsatz unter dem Titel „Bettine Brentano and Her Friend Günderrode“ [Bettine Brentano und ihre Freundin Günderrode] in der Zeitschrift *The Dial*. Fuller schätzt *Die Günderrode* höher als *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde*. In der Freundschaft zwischen den zwei Frauen sieht Fuller eine Gleichheit, die zwischen Goethe und Bettine fehlt. Die Freundschaft findet sie „poetisch“ im Vergleich mit den „heroischen“ Beziehungen unter Männern. Wie Becker-Cantarino (2019: 616) beschreibt, identifizierte sich die politisch-philosophisch-literarisch interessierte Zeitgenossin Fuller besonders mit der Günderrode-Figur, die „Poesie, Kunst, Freundschaft, literarische Geselligkeit, Schreiben, Kommunikation in Briefen, aber auch die Beschränkungen als Frau im Allgemeinen und die Beschränkungen als Frau in ihren literarischen Interessen im Besonderen“ vertrete. Fuller war von dem Briefwerk so angetan, dass sie den ersten Teil übersetzte. Im Jahre 1842 veröffentlichte die Schriftstellerin und Erzieherin Elizabeth Palmer Peabody Fullers Übersetzung (Arnim 1861). Die Fortsetzung der Übersetzung kam während Fullers Lebzeiten nicht heraus, teilweise weil sie keinen Verleger dafür fand, teilweise weil sie bei einem Schiffbruch verunglückte. Erst 1861 brachte Minna Wesselhoeft (1838–1889), ermuntert von Peabody, sie heraus (Arnim 1861).

Wegen dieser Rezeption zur Zeit der junghegelianischen Bewegung soll *Die Günderrode* als poetisch-politisches gelesen werden. Es ist nicht zu leugnen, dass das Werk den Weg für Bettinas spätere politische Werke und Tätigkeiten ebnete. Die Rezeption von Helmine von Chézy und Margaret Fuller, die selbst politisch-poetisch aktive Frauen waren, beweisen die politisch- und sozialkritische Haltung im Buch. Zuletzt möchte ich eine Stelle im Werk *Die Günderrode* beschreiben, wo Bettine von Arnim ihr von dem Ursprung ihres Interesses an politischen Anliegen und an der Wirksamkeit der Briefform zur Durchführung politischer Aktionen erzählt. In einem zentralen Brief berichtet sie Karoline von ihrer Faszination für die Briefe, die sie im Haus ihrer Großmutter in Offenbach gefunden hat. Sie erläutert, dass die meisten Briefe in den faszinierenden Kisten mit vergilbten Papieren, die sie in der staubigen Bibliothek findet, ihrem verstorbenen Großvater, dem Politiker, Hofrat und Kanzler Georg Michael Frank von LaRoche, gehörten. Sie erzählt Karoline von LaRoches' detaillierte Erinnerungen an Michael LaRoches sehr humanitärem Interesse am Wohlergehen der Bauern. Seine Bemühungen, die Steuern für die Armen zu senken, führten schließlich zu einer Auseinandersetzung mit dem Kurfürsten und zum Rücktritt des Kanzlers. Der gesamte Vorfall löste eine lebhaft und produktive Korrespondenz zwischen dem Kurfürsten und dem Kanzler aus, die Sophie von LaRoche bewahrt hatte. Sophie von LaRoche erkannte das Interesse der jungen Bettine an der ganzen Geschichte und bot ihr das Wappen an, das die Bauern dem Kanzler für seinen Widerstand gegen die Steuern verliehen hatten. Aber Bettine hätte lieber die Korrespondenz zwischen den beiden Beamten, gesteht sie Karoline:

„Das Wappen wollt sie mir aufheben und mir vor ihrem Tod noch schenken, ich hätte lieber den Briefwechsel gehabt. –Ich glaub, zu so etwas hätt ich Verstand, es einzuleiten und zu bereichern für den Druck, da wollt ich wohl noch viel hinzufügen, mir kommt immer nur der Verstand, wenn ich von andern angeregt werd, von selbst fällt mir nichts ein, aber wenn ich von andern großes Lebendiges wahrnehme, so fällt mir gleich alles dazu ein, als sei ich aus dem Traum geweckt. [...] Erfinden kann ich gar nichts. Aber ich weiß gewiß, wenn ich diese Briefe des Großpapa durchläse, es würde

mir alles einleuchten, was dazu gehört, ich weiß noch so viel von ihm, und die Großmama würde mir noch manches erzählen [...]“ (Arnim 1989: 321).

Die Wichtigkeit von Briefen für die poetisch-politisch-sozial revolutionären Tätigkeiten schließt den Kreis von Bettine von Arnim, der *Günderrode*, Martin Hundts Brief Ausgabe, Chézys Manuskript und Fullers Aufsatz und Übersetzung. Wir haben Martin Hundt zu danken, dass dieser Kreis, wahrscheinlich nur einer von vielen, die er in seinen vielen Publikationen und Vorträgen gezogen hat, immer noch reizvoll/anziehend/spannend/faszinierend, frisch, neu und jung bleibt.

Bibliografie

- Alberti, Konrad (1885): *Bettina von Arnim: 1785–1859: Ein Erinnerungsblatt zu ihrem hundertsten Geburtstage*, Leipzig: Wigand.
- Arnim, Bettine von (1989): *Die Günderrode. Werke*. Bd. 2. Hrsg. Heinz Härtl, Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag: 5–475.
- Arnim, Bettine von (1861): *Correspondence of Fräulein Günderrode an Bettine von Arnim*. Trans. Margaret Fuller and Minna Wesselhoeft, Boston: T.O.H.P. Burnham. <https://archive.org/details/correspondenceof00arni/page/n1/mode/2up>
- Arnim, Bettine von (1938): *Goethe's Correspondence with a Child: For His Monument*. Übersetzung von Bettine von Arnim. 3 Bd., London: Longman, Orme & Co.
- Becker-Cantarino, Barbara, Hrsg. (2019): *Bettina von Arnim Handbuch*, Berlin, Boston: De Gruyter.
- Bunzel, Wolfgang Bunzel (1996): „‘. . . nicht werth negiert zu werden. . .?’ Die Stellung der Junghegelianer zu Bettine von Arnim“. In: Lars Lambrecht (Hg.): *Philosophie, Literatur und Politik vor den Revolutionen von 1848. Zur Herausbildung der demokratischen Politik vor den Revolutionen von 1848. Zur Herausbildung der demokratischen Bewegungen in Europa*. Frankfurt a.M., Bern, New York: 105–134.
- Carriere, Moriz (1841): „Die Günderrode“. *Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst* Nr. 71 und 72 (24. und 25. März 1841): 283–288; Münchener Digitalisierungszentrum Digitale Bibliothek. <https://www.digitale-sammlungen.de/en/view/bsb10679299?page=292,293>
- Crespigny, Caroline de. Nachlass in den Bodleian Archives & Manuscripts in den Bodleian Libraries, Oxford University: https://archives.bodleian.ox.ac.uk/search?utf8=%E2%9C%93&op%5B%5D=&q%5B%5D=Crespigny&field%5B%5D=&from_year%5B%5D=&to_year%5B%5D=&commit=Search
- Erxleben, Dorothee Christiane geb. Leporinin (1742): *Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studieren abhalten, Darin deren Unerheblichkeit gezeigt, und wie möglich, nöthig und nützlich es sey, Daß dieses Geschlecht der Gelahrheit sich befleisse, umständlich dargelegt wird, nebst einer Vorrede ihres Vaters*. D. Christiani Polycarpi Leporin, Berlin: Johann Andreas Rüdiger. <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb10731980?page=,1>
- Daley, Margaretmary. (1998) *Women of Letters: A Study in the Personal Writing of Caroline Schlegel-Schelling, Rabel Varnhagen, and Bettina von Arnim*. Columbia, S.C.: Camden House.
- French, Lorely (1996): *German Women as Letter Writers, 1750–1850*. Fairleigh Dickinson University Press.
- French, Lorely (2024): „Wie glücklich mich die Anbringung dieser beiden Übersetzungen machte: Netzwerke von Übersetzerinnen in der Sammlung Varnhagen.“ *Signaturen der Vielfalt: Autorinnen in der Sammlung Varnhagen*. Ed. Jadwiga Kita-Huber and Jörg Paulus. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht/Brill: 79–94.

- French, Lorely/Hundt, Irina (1994/95): „Die Günderrode an Bettina‘ (1844). Ein unveröffentlichtes Manuskript Helmina von Chézys zur Wirkungsgeschichte der ‘Günderrode’, des Königsbuchs’ und des „Armenbuch-Projekts“. Im *Jahrbuch der Bettine-von-Arnim Gesellschaft* 6/7: 15–50.
- Fuller, Margaret (1842): „Bettine Brentano and Her Friend Günderrode.“ *The Dial*, Bd. 2, Nr. 3, Januar 1842: 393–394.
- Gjesdal, Kristin/Nassar, Dalia Hrsg. (2024): *The Oxford Handbook of Nineteenth-Century Women Philosophers in the German Tradition*, Oxford University Press, 2024. <https://philarchive.org/archive/GJESAP-2>
- Goodman, Kay/Edith Waldstein (1992): *In the Shadow of Olympus: German Women Writers Around 1800*. Albany N.Y.: State University of New York Press.
- Goozé, Marjeanne (1995): „The Reception of Bettina Brentano-von Arnim as Author and Historical Figure“. In Frederikson, Elke P./Goodman, Kay (Hrsg.) *Bettina Brentano-von Arnim: Gender and Politics*. Detroit: Wayne State University Press.
- Grimm, Jacob (1838): *Über seine Entlassung*. Basel: Schweighauser.
- Growe, Ulrike (2003): *Das Briefleben Bettina von Arnims-Vom Musenruf zur Selbstreflexion. Studie zu „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“, „De Günderrode“ und „Clemens Brentanos Frühlingseranz“*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Günderrode, Karoline von (1990): *Sämtliche Werke und ausgewählte Studien: Historisch-Kritische Ausgabe*. Walter Morgenthaler, hrsg. Mitarbeit von Karin Obermeier und Marianne Graf. 3 Bde. Stroemfeld: Roter Stern.
- Härtl, Heinz (1995): „Bettina Brentano-von Arnim's Relations to the Young Hegelians“. In: Elke P. Frederiksen und Katherine R. Goodman (Hg.), *Bettina Brentano-von Arnim: Gender and Politics*, Detroit: 145–184.
- Härtl, Heinz (1989): „Quellen: 8. ‚Ist alles stumm und leer““. In: Arnim, Bettine von (1989). *Die Günderrode. Werke*. Bd. 2. Hrsg. Heinz Härtl. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag: 827–853.
- Hundt, Irina (1996): „Junghegelianer – Frauenbewegung. Einige Fragestellungen zum Problem des Zusammenhangs“. In: Lars Lambrecht (Hg.): *Philosophie, Literatur und Politik vor den Revolutionen von 1848. Zur Herausbildung der demokratischen Politik vor den Revolutionen von 1848. Zur Herausbildung der demokratischen Bewegungen in Europa*. Frankfurt a.M., Bern, New York: 511–524.
- Hundt, Martin, Hrsg. (2010): *Der Redaktionsbriefwechsel der Hallischen, Deutschen und Deutsch-Französischen Jahrbücher (1837–1844)*. 3 Bde. Berlin: Akademie Verlag.
- Jeep, Ernst (1895): *Karoline von Günderrode: Mitteilungen über ihr Leben und Dichten*. Woffenbüttel: Zwissler.
- Koppenhöfer, Peter (2008): „Hier war es auf Erden, wo ich zum Erstenmal die Schönheit fand.“ Helmina von Chézys erste Heidelberg-Aufenthalte 1810–1815. In: *Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2008*, Jg. 12, hrsg. vom Heidelberger Geschichtsverein: 23–44.
- Koppenhöfer, Peter (2009): Im „Waldgebirgsschoss.“ Helmina von Chézys letzter Heidelberg-Aufenthalt 1843–1848. In: *Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2009*, Jg. 13: 45–66.
- Landfester, Ulrike (2000): *Selbstsorge als Staatskunst. Bettine von Arnims politisches Werk*. Stiftung für Romantikforschung, Bd. 8. Würzburg 2000.
- [Meysenbug, Malwida] (1869/1876): *Mémoires d' une Idéaliste. Entre deux révolutions. 1830–1848*. Genf, Basel, 1869: Georg; [anonym]; dt. Ausg.: *Memoiren einer Idealistin*. 3 Bde. Stuttgart: Auerbach 1876. [anonym].

- Püschel, Ursula Püschel (1990): *Bettina von Arnim und Heinrich Bernhard Oppenheim: . . . und mehr als einmal nachts im Thiergarten. Briefe 1841–1849*, hrsg., eingel. und kommentiert von U. Püschel. Bettina-von-Arnim-Studien, Bd. 1. Berlin: 9–58.
- Lewald, Fanny (1849): „Der Cultus des Genius. Ein Brief an Bettina von Arnim“. In: *Blätter für literarische Unterhaltung* Nrs. 171–74, 18.–21. Juli 1849: 681–683; 685–687; 689–690; 694–95.
- Sander, Uwe (2002): „Jugend in Deutschland: 100 Jahre Jugend in Deutschland“. Bundeszentrale für politische Bildung. 26.05.2002. <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/arpuz/25608/100-jahre-jugend-in-deutschland/>
- Schultz, Hartwig, Hrsg. (1985): *Der Briefwechsel Bettine von Arnims mit den Brüdern Grimm 1838–1841*, Frankfurt a.M.
- Stone, Alison (2022): „Bettina von Arnim's Romantic Philosophy in *Die Günderrode*.“ *Hegel Bulletin*. Bd. 43, Nr. 3: Women Philosophers in Hegel's Time: 371–394. Doi: <https://doi.org/10.1017/hgl.2021.19>
- Vortriede, Werner (1957): „Bettinas englisches Wagnis“. *Euphorion* 51 (August 1957): 271–294.

E-Mail-Adresse der Autorin: frenchl@pacificu.edu



Religiosität und Frauenemanzipation bei Louise Otto-Peters

Susanne Schötz

(Dresden)

Veröffentlicht: 31. August 2025

Abstract

This article looks at the connections between religiosity and women's emancipation in the work of Louise Otto-Peters, perhaps the most important German feminist of the 19th century. In the first part, he illustrates the saturation of some parts of her larger women's emancipatory writings with religious meanings, which for a long time received little attention. Louise Otto-Peters always argued as a Protestant Christian when calling for women's rights. The second part outlines when and in which social contexts religious convictions became significant for her women's emancipatory thinking.

Zusammenfassung

Der Beitrag wendet sich Zusammenhängen zwischen Religiosität und Frauenemanzipation bei Louise Otto-Peters, der vielleicht bedeutendsten deutschen Feministin des 19. Jahrhunderts, zu. Er verdeutlicht im ersten Teil das Durchtränkt-Sein mancher Teile ihrer größeren frauenemanzipatorischen Schriften mit religiösen Sinndeutungen, was lange Zeit wenig Beachtung fand. Louise Otto-Peters argumentierte bei der Einforderung von Frauenrechten immer wieder auch als protestantische Christin. Im zweiten Teil wird skizziert, wann und in welchen gesellschaftlichen Kontexten religiöse Überzeugungen für ihr frauenemanzipatorische Denken bedeutsam wurden.

Keywords/Schlüsselwörter

Religiosität, Frauenemanzipation, das Ewig-Weibliche, Differenzfeminismus, Deutsch-Katholizismus, feministischer Rationalismus, experimentelle Naturwissenschaften, Materialismus, Atheismus

Mein Beitrag wendet sich Zusammenhängen zwischen Religiosität und Frauenemanzipation bei Louise Otto-Peters (geboren 1819 in Meißen, gestorben 1895 in Leipzig) zu. Es war mir eine große Ehre, zu diesem Thema anlässlich des Gedenkkolloquiums für Martin Hundt, veranstaltet von der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin e.V. und dem Berliner Verein zur Förderung der MEGA-Edition e.V., am 28. November 2024 sprechen zu dürfen. Das Leben und Werk von Louise Otto-Peters zu erforschen, zählt zu einem besonderen Arbeitsschwerpunkt von Irina Hundt. Ein Schwerpunkt allerdings, der zunehmend auch Martins Interesse fand und zum Thema gemeinsamer Debatten, Anregungen und Forschungsüberlegungen wurde. Ich hatte einige Male Gelegenheit, am gemeinsamen Austausch in Potsdam und Schwielowsee teilzuhaben, was mich mit Dankbarkeit erfüllt.



Abb. 1: Altersbild von Louise Otto-Peters mit handschriftlichem Glückwunsch. Fotografie von E. Schroeter in Meißen, um 1880. Quelle: Louise-Otto-Peters-Archiv Leipzig.

Louise Otto-Peters war die wohl bedeutendste deutsche Feministin¹ des 19. Jahrhunderts. Bereits seit dem Vormärz und der Revolution von 1848/49 setzte sie sich als Schriftstellerin und Publizistin mit der benachteiligten, vielfach eingeschränkten und teilweise völlig rechtlosen Stellung von Frauen in Staat, Wirtschaft, Gesellschaft und Familie auseinander. Ihre größte Bedeutung aber erlangte sie 1865 mit der von ihr entscheidend beeinflussten Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins im Oktober 1865 in Leipzig, die den Beginn der organisierten Frauenbewegung Deutschlands markiert. Mit dem Allgemeinen Deutschen Frauenverein, dessen Vorsitzende sie bis zu ihrem Tode 1895 blieb, wurden die ungleichen Teilhaberechte von Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft und Möglichkeiten ihrer Überwindung zu einem Thema, das aus der öffentlichen Debatte in Deutschland nicht mehr verschwand. Das revolutionierte jahrtausendealte patriarchale Denkformen und Geschlechterbeziehungen (Schötz 2021: 258–261).

Louise Otto-Peters findet in einschlägigen Darstellungen zur Geschichte der deutschen Frauenbewegung Würdigung und wird mittlerweile auch in den großen Handbüchern zur deutschen Geschichte und Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts erwähnt. Zu ihrem Leben und Werk liegen vielfältige

Forschungen vor – oft in irgendeiner Weise durch die 1993 in Leipzig gegründete Louise-Otto-Peters-Gesellschaft unterstützt (vgl. <https://louiseottopeters-gesellschaft.de/publikationen>). Auffällig bei all dem ist, dass Zusammenhänge zwischen Religiosität und Frau-

¹ Mit der Bezeichnung als „Feministin“ nehme ich eine Bewertung aus heutiger Sicht vor. Denn der Begriff des Feminismus ist erstmals in den 1880er Jahren von französischen Frauenrechtlerinnen als politische Leitidee gegen den ihrer Meinung nach herrschenden Maskulismus der Dritten Republik benutzt worden. In Deutschland wurde er zumeist erst im 20. Jahrhundert aufgegriffen, hier verwendete man lange die Begrifflichkeiten „soziale Frauenfrage“, „Frauenbewegung“ und „Frauenemanzipation“. (Gerhard 2012: 8) Die spezifischen Inhalte lassen sich jeweils nur historisch konkret analysieren; im Kern ging bzw. geht es aber um die Ablehnung der Auffassung von Frauen als den Männern nach- bzw. untergeordnete Gruppe und ihrer daraus resultierenden ungleichen Teilhaberechte. Häufig ist damit die Entwicklung von Strategien und Maßnahmen zur Durchsetzung besserer Lebenschancen für Frauen verbunden, zumeist eingebettet in mehr oder weniger umfassende gesamtgesellschaftliche Reformen. In der Gegenwart existiert eine Vielzahl feministischer Theorien und Strömungen. (Vgl. Knapp 2012, Metz-Göckel 2003, Offen 2000).

emanzipation im Denken und Handeln von Louise Otto-Peters lange Zeit kaum thematisiert wurden (Schötz 2014: 174f. und 2020: 32). Das steht in deutlichem Gegensatz zum Vorhanden-, ja Durchtränkt-Sein mancher Teile ihrer größeren frauenemanzipatorischen Schriften mit religiösen Sinndeutungen. Auch auf ihre wohl bekannteste programmatische Schrift „Das Recht der Frauen auf Erwerb“ von 1866 trifft das zu, auf die sich die meisten Darstellungen bei der Bewertung von Louise Otto-Peters beziehen.

Bislang, so möchte ich festhalten, wurden religiöse Legitimierungen des Anspruchs auf Gleichberechtigung und Emanzipation entweder überlesen oder nicht ernst genommen, vielleicht auch angesichts zunehmender Säkularisierung für überholt und deshalb weniger wichtig gehalten. Die bisher für das Denken von Louise Otto-Peters ausgemachten Einflüsse, so vor allem der Menschenrechediskurs der Aufklärung (Gerhard 2009) und die soziale Frage, von der Frauen strukturell am stärksten betroffen waren, aber auch ihr erst später entdecktes Anknüpfen an die Philosophie Karl Christian Friedrich Krauses (Wollgast 2004) scheinen unseren Erwartungen entsprechende, befriedigende Erklärungen zu geben.

Louise Otto² als historischer Akteurin wird dies allerdings nicht hinreichend gerecht, denn sie argumentierte nachweislich immer wieder auch als protestantische Christin. Für sie wie für die meisten Menschen des 19. Jahrhunderts waren angesichts der noch weiten Verbreitung religiöser Vorstellungswelten im Denken, Fühlen und Handeln religiöse Sinngebungen bedeutsam. Das möchte ich im ersten Teil des Beitrags an Textbeispielen verdeutlichen. Im zweiten Teil gehe ich der Frage nach, wann und in welchen gesellschaftlichen Kontexten religiöse Überzeugungen für ihr frauenemanzipatorische Denken bedeutsam wurden. Ich greife dabei auf Überlegungen zurück, die mich schon vor einigen Jahren beschäftigten (Schötz 2014 und 2020), angereichert um neue Forschungsergebnisse (Schötz 2025).

1. Beispiele von Religiosität und religiöser Sinnstiftungen in Louise Ottos größeren Schriften zur Frauenfrage

Ohne dass ich das an dieser Stelle näher ausführen kann, bedeutete Emanzipation für Louise Otto-Peters die selbstbestimmte Entfaltung eines jeden Menschen, doch sollte dies im Dienste einer besseren menschlichen Gesellschaft geschehen (Schötz 2014 und 2019). Die Vervollkommnung der Menschheit basierte in ihren Vorstellungen auf der Vervollkommnung des einzelnen. Frauenemanzipation war für sie deshalb Teil allgemein menschlicher Emanzipation, Teil allgemeinen Menschheitsfortschritts und ohne einen Wandel der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung undenkbar.

In diesem Sinne forderte sie bereits als junge Frau im Vormärz und in der Revolution von 1848/49 das Recht der Frauen auf selbstbestimmte, freie Entfaltung der eigenen Kräfte, sowie auf gleichberechtigte Teilhabe am gesellschaftlichen und staatlichen Leben (Schötz 2023).

Diese Emanzipations- und Gesellschaftsutopie bestimmte ihr Denken und Handeln ein Leben lang. Prägnant formulierte sie ihre Zukunftshoffnungen 1876 innerhalb der Schrift „Frauenleben im Deutschen Reich“:

„Das Ziel ist die Harmonie der Menschheit und diese ist solange nicht hergestellt, so lange noch ein Mensch daran gesetzlich oder gesellschaftlich gehindert ist, sich selbst mit sich und seiner Umgebung in Harmonie zu setzen und er ist daran gehindert, so lange es ihm nicht möglich oder doch von anderen Menschen erschwert wird, sich selbst und seine Fähigkeiten zu entfalten und zu benutzen im Interesse seiner selbst in freier Selbstbestimmung wie des Allgemeinen in freiwilliger Unterordnung und Hingebung.“ (Otto 1876: 254)

² Louise Otto-Peters publizierte auch nach ihrer Verheiratung 1858 zumeist unter ihrem Mädchennamen Louise Otto.

In ihrer berühmten Schrift von 1866 „Das Recht der Frauen auf Erwerb“, die sie anlässlich der 1865 erfolgten Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins zur Erläuterung seiner Ziele und Arbeitsweise publizierte, legitimierte sie das Recht auf Selbstentfaltung nicht nur mit Bezug auf das Naturrecht und das jedem vernunftbegabten Wesen zustehende, unveräußerliche Recht der freien Selbstbestimmung, sondern auch mit Bezug auf die höchste Instanz, auf Gottes Willen:

„Nur die eigene Kraft vermag den Menschen zu adeln, zu erheben, die eigene Kraft, deren Entfaltung und Stärkung Gottes Wille ist, welcher jedes Wesen dazu schuf, daß es alle Fähigkeiten entfalte, die in ihm schlummern, daß es nach freier Entfaltung und sittlicher Vollendung strebe.“ (Otto 1866 bzw. 1997: 76)

Wer in Trägheit und Stumpfheit verharre, ohne sich selbst zu bemühen, versündige sich nicht nur gegen seine Mitmenschen, die sich seiner annehmen, ohne dass er es verdiene, sondern noch mehr an Gott selbst (Otto 1866 bzw. 1997: 76f.) Der tätige, nach Vervollkommnung strebende Mensch war für Louise Otto-Peters der von Gott gewollte Mensch. Dies galt für sie für Männer wie für Frauen, doch, wie sie meinte, in ihren jeweils spezifischen Wesenseigentümlichkeiten, was sie als Anhängerin des Differenzfeminismus ausweist.

Zur Verteidigung ihrer Vorstellung von der Entfaltung spezifischer Weiblichkeit, des „Ewig-Weiblichen“, wie sie es seit 1851 nannte (Otto 151), im Dienste der Menschheitsentwicklung argumentierte Louise Otto-Peters, dass der Schöpfer jedem Geschöpf das Recht zugestehe, der angeborenen Eigentümlichkeit seines Wesens Raum und Freiheit zur vollständigen Entfaltung zu geben; eben dieses Recht nehme jetzt nur „das Weib für sich in Anspruch und muß es tun, will es nicht den Zweck des Schöpfers verfehlen“ (Otto 1866 bzw. 1997: 71). Und sie fährt fort:

„Mann und Weib sind aus der Hand der Gottheit oder der Schöpfung [...] als zwei ebenbürtige Geschöpfe hervorgegangen; aber die Verschiedenheit der Eigentümlichkeit macht sich auch im Seelenleben geltend. Die Ausgleichung dieser Verschiedenheit ist gegeben in der Vereinigung beider. Der Mann an sich und das Weib an sich sind gleichbedeutende Einzelheiten, erst wenn beide vereinigt, bilden sie ein Ganzes. So wollte es die Weißheit [sic] der Schöpfung, die keines dem andern unterordnet.“ (Otto 1866 bzw. 1997: 71f.)

Die Ähnlichkeit dieser Gedanken mit denen des Philosophen Karl Christin Friedrich Krause (1781–1832) ist frappierend (Wollgast 2004), obwohl Louise Otto-Peters mit den Schriften Krauses erst 1868 über den Krause-Schüler und Schwiegersohn Hermann von Leonhardi in Berührung kam. Da die Formulierungen in ihrem Aufsatz über das Ewig-Weibliche von 1851 fast identisch sind, ist zu fragen, ob und woher sie möglicherweise bereits damals Grundgedanken der Krausesche Philosophie kannte, ohne dass ihr (offenbar) die Quelle bekannt war.

Nun: Mit dem Verweis auf Gott selbst, der die Menschen als Männer und Frauen unterschiedlich, doch ebenbürtig, also gleichwertig eingerichtet habe, argumentierte sie 1866 mit der höchstmöglichen Instanz, während sie seit 1868, seit der Kenntnis von Krause-Schriften, gern den Philosophen als wissenschaftliche Autorität zitierte; religiöse und philosophische Sinngebungen ergänzten sich bei ihr.

Im „Recht der Frauen auf Erwerb“ von 1866 aber fährt sie fort:

„Was dem Weibe von der Gottheit als Erbe übergeben worden, in seiner Macht und Heiligkeit zur Geltung zu bringen, gegen die Übermacht einer entweder kalten oder brutalen Kraft, das sollte kein vergebliches Streben sein bei der allgemeinen Entwicklung.“ (Otto 1866 bzw. 1997: 71f.) Eben dieses Ewig-Weibliche müsse den Frauen zum Bewusstsein und in der Menschheit zur Geltung gebracht werden zum Ziel der Vollendung.

Interessant ist an dieser Argumentation, dass sie die über viele Jahrhunderte üblichen Interpretationen der Schöpfungsgeschichte, nach denen die Zweitrangigkeit und Minderwertigkeit des weiblichen Geschlechts aus der späteren Schaffung Evas aus der Rippe von Adam bzw. aus der Eva-Sünde resultiere (Lundt 1996), unbeachtet lässt. Für Louise Otto-Peters war offensichtlich eine andere Glaubensvorstellung relevant – die der Heiligkeit der vom Schöpfer Mann und Frau verliehenen Verschiedenartigkeit bei gleichzeitiger Ebenbürtigkeit.

Lucian Hölscher beschreibt diese Anpassung der Glaubensvorstellungen an die Bedürfnisse des Ortes und der Zeit als eine für die protestantische bürgerliche Religiosität im 19. Jahrhundert typische Reflexionskultur (Hölscher 1993: 209).

Georg Wilhelm Friedrich Hegels Interpretation der Reformation hatte dazu geistesgeschichtlich entscheidend beigetragen. Ihm zufolge war mit dem Prinzip des Protestantismus die Freiheit des Subjekts in die Welt getreten, denn an die Stelle kirchlicher Autorität trat die Bibel, aus der sich jeder selbst belehren und sein Gewissen bestimmen sollte (Baumann 1992: 20–25). Der Glaube konnte nur in der Selbstreflexion des Subjekts fundiert werden und war angesichts der Herausforderungen des Lebens auch immer wieder auf die persönlich wichtigen religiösen Wahrheiten hin zu prüfen.

Kannte Louise Otto-Peters solche Überlegungen aus ihren Hegel-Studien? Oder war sie in ihrer religiösen Unterweisung als Kind und Jugendliche in diesem Geist erzogen worden? Dafür spricht einiges, denn dass sie sich mit großer Ernsthaftigkeit um Erkenntnis bemühte, verdeutlichen ihre autodidaktischen Studien der Jahre 1841/43. Wie Irina Hundt nachwies, interessierte sie sich damals ganz besonders für die Wechselbeziehungen zwischen Religion und Philosophie, Religion und Natur, zwischen Gott und einem denkenden Menschen und las unter anderem auch Ludwig Feuerbach (Hundt 2004: 35).

Leider war es mir bisher nicht möglich, mich mit evt. vorhandenen Lektürekomentaren in ihrem handschriftlichen Nachlass beschäftigen. Für die Entwicklung Louise Dittmars zur Sozialistin und Feministin war Feuerbachs Schrift von 1841 „Das Wesen des Christentums“ maßgeblich, wie u.a. Marion Freund zeigte (Freund 2004: 93–130). Welchen Eindruck diese Schrift auf Louise Otto ausübte, ob sie Rezensionen dazu rezipierte, ist ein Forschungsdesiderat. Dass sie bestimmte, von Feuerbach abgeleitete, vieldiskutierte Ideen kannte, scheint mir unzweifelhaft. Etwa die, dass sich in Gott als moralisch vollkommenem Wesen ein vom Menschen angestrebtes Ideal von sich selbst realisiere oder dass Religion Ausdruck des tiefen Bedürfnisses des jedem Menschen innewohnenden Drangs nach dem Höheren, nach Vervollkommnung des eigenen Selbst sei. Zum Atheismus führten solche Impulse bei Louise Otto-Peters nicht.

Wann indes religiöse Überzeugungen Bedeutsamkeit für das frauenemanzipatorische Denken von Louise Otto-Peters entfalteten, ist schwer zu sagen, und damit komme ich zu meinem zweiten Punkt.

2. Gesellschaftliche Kontexte religiöser Legitimierungen von Frauenemanzipation bei Louise Otto-Peters

Wie schon Johanna Ludwig zeigte, maß Louise Otto-Peters in späteren autobiografischen Äußerungen ihrer Konfirmation und insbesondere ihrem Konfirmationsspruch eine große Rolle bei. Sie war mit dem Bibelspruch gesegnet worden: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des ewigen Lebens geben.“ (Ludwig 2014: 46) Louise Otto-Peters schilderte diese Szene nachträglich mehrfach, immer hervorhebend, wie ergriffen sie gewesen sei und wie sehr sie diese Worte als Leitspruch ihres Lebens annahm. Im „Genius des Hauses“ formulierte sie 1869:

„Erhabene Schauer kamen in diesem Augenblick über mich – das Leben lag vor mir als ein großer, weiter Kampfplatz und ich betete voll flammender Andacht,

nicht etwa darum, daß mir der Kampf *erspart* würde, sondern gerade darum, daß er *kommen* möge – kommen mit aller Stärke, damit ich mich dann als würdige Kämpferin bewähren, damit ich wirklich eine Siegeskrone verdienen möge. Hier, vor dem Throne Gottes, war ja Alles gleich, ob Mann oder Weib – das Schwert zu diesem Kampfe durfte auch die zitternde Mädchenhand aufnehmen und schwingen.“ (Otto 1869: 211f.)

Nach dieser Schilderung begriff sich Louise Otto-Peters bereits als 15-Jährige aufgrund ihrer religiösen Bildung und Erziehung als vor Gott mit den Männern Gleiche. Sie beanspruchte deshalb ein Leben des Kampfs und der Auseinandersetzung, um das von Gott in sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen und sich ihm würdig zu erweisen.

Nun, mir scheint dies eine nachträgliche Stilisierung zu sein, um zu verdeutlichen, wie stark sich ihre Überzeugung von der Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung von Mann und Frau von frühester Jugend an auf ihren Glauben gründete, der Glauben selbst also eine Quelle ihrer Motivation war. Vermutlich war sie als Konfirmandin von der grundsätzlichen Heilsfähigkeit aller Menschen und ihrer Pflicht überzeugt, sich Gott würdig zu erweisen, Gutes zu tun und um eigene Vervollkommnung zu ringen. Dass sie darin allerdings frauenemanzipatorisches Potential erkannte oder dass sie sich bereits 1834 für die Frauenfrage interessierte, ist wenig wahrscheinlich.

Meines Erachtens wurde ihr ihre religiöse Grundüberzeugung, dass Mann und Frau vor Gott gleich sind, stark durch den Deutsch-Katholizismus vermittelt. 1847 schrieb sie im von Robert Blum herausgegebenen „Volkstaschenbuch Vorwärts“: „Mit dem Deutschkatholizismus war die Loosung gegeben einer allgemeinen geistigen Gleichheit vor Gott, von Priestern und von Laien, Gelehrten und Unwissenden, Männern und Frauen.“ (Otto 1847: 46)

Doch schon 1845 hatte sie im „Wandelstern“ enthusiastisch über eine Predigt von Johannes Ronge in Dresden berichtet. Der Begründer des Deutsch-Katholizismus befand sich damals auf einer Werbereise quer durch Deutschland. Sie bezeichnete die miterlebte Predigt Ronges als die „weihevollste Stunde“ ihres Lebens, als eine Stunde, die „ein Stück aus der Weltgeschichte“ gewesen sei (Otto 1845: 1057f.).

Drei Gedanken hob sie besonders hervor: *Erstens* habe Ronge es als die Aufgabe der Reformation des 19. Jahrhunderts bezeichnet, das Christentum zu erfüllen, denn die Reformation habe seit drei Jahrhunderten keine Fortschritte mehr gemacht. Die Reformation werde die sittliche Weltordnung und die menschliche Bestimmung erkennen und wieder einführen in der Weltgeschichte. Beides beruhe auf zwei Worten von Christus: „Werdet vollkommen wie euer Vater im Himmel, und liebet Euch unter einander“ (Otto 1845: 1056). *Zweitens*, so Ronge, forderten auch Frauen ihren Teil am Kampf der Weltgeschichte: „Und so soll es sein, und so sollen auch die Frauen in ihrer Weise mit bauen helfen an unserm heiligen Werk und sollen nicht zurückbleiben wo es für Volk und Vaterland und die heiligsten Menschenrechte zu wirken gilt.“ Der Deutsch-Katholizismus schaffe, so Louise Otto, als „Glauben der Freiheit und Liebe [...] ein priesterlich Volk aus lauter Hohenpriestern und Hohenpriesterinnen“ (Otto 1845: 1056f.).

Aber nicht nur die Gedanken der gleichberechtigten Teilhabe von Frauen an dieser religiösen Erneuerungsbewegung sowie des Rechtes eines jeden Menschen, so auch der Frauen, auf Vervollkommnung waren für Louise Ottos eigenes Denken äußerst wichtig. In ihrem Bericht über seinen Auftritt in Dresden hob sie noch einen *dritten* Grundgedanken Ronges hervor – seine Antwort auf den Vorwurf, die neue Bewegung bedenke zu sehr das irdische Leben:

Christus, der Kranke heilte und Arme speiste, so Ronge, habe nicht gewollt, dass man „Millionen hinabstieß in Knechtschaft und Elend und ihnen ihre Menschenrechte nahm und dafür den Himmel öffnen wollte“. Die Deutsch-Katholiken lehrten Liebe zu den Menschen



Abb. 2: Louise Otto. Lithographie nach einer Zeichnung von Hermann Schröter aus Meißen, veröffentlicht in der Zeitschrift von Ernst Keil „Der Leuchtturm“, Nr. 18, 1849.

wie er, sie seien in Liebe um ihn vereinigt, ein Christus (Otto 1845: 1057). Dieser Gedanke nun bedeutete religiöse Ermächtigung für ein Programm der innerweltlichen Lebensführung, das auf gemeinsames, solidarisches Handeln gegen die Missstände der Gegenwart und für die Menschenrechte ausgerichtet war. Es war damit entschieden am Gemeinwohl orientiert und in der demokratischen Bewegung verortet.

Fügt man alle drei Gedanken aus frauenemanzipatorischer Perspektive zusammen, ergibt sich eine durch religiöse Vorstellungen legitimierte Teilnahme der Frauen an der Verbesserung der Welt und ein durch religiöse Vorstellungen legitimiertes Recht der Frauen auf Teilhabe an Menschenrechten, dessen erstes das auf persönliche Selbstentfaltung zur Vervollkommnung war. Genau dieses Programm bestimmte die frauenemanzipatorischen Visionen, die Louise Otto-Peters bereits in der Revolution von 1848/49, aber auch in ihrer Schrift „Das Recht der Frauen auf Erwerb“ entfaltet. Es bestimmte aber, wie gezeigt, noch mehr: ihre nicht nur die Frauen, sondern alle Menschen umfassenden „Zukunftshoffnungen“ von 1876 – von ihr als Ideal von der Harmonie der Menschheit oder Herrschaft der alles besiegenden der Humanität bezeichnet.

Louise Otto-Peters entwickelte, wie sie 1848 in einem Artikel formulierte, in ausdrücklicher Absetzung vom „orthodoxen christlichen Standpunkt“, eine christliche Position, „wo Christentum und Humanität gleich bedeutend sind“ (Otto 1848: 61). Dies war offensichtlich im Rahmen ihrer Kirche möglich, denn Deutsch-Katholikin wurde sie trotz aller religiösen Nähe und vieler naher Bekannter im persönlichen Umfeld nicht – ich erinnere bspw. an Robert Blum, in dessen Blättern sie schrieb, und den sie persönlich kannte (Ludwig 2014: 147–152).

Etwa 20 Jahre später, 1869, berichtete Paul Hohlfeld, ein Krause-Schüler, nach einem Besuch bei Louise Otto-Peters in einem Brief an Hermann von Leonhardi, dass diese ihrem religiösen Standpunkt nach Rationalistin sei (Wollgast 2004: 57). Das trifft es vermutlich gut: Verschiedene der von Lucian Hölscher (1994: 210) betonten Merkmale einer vom Rationalismus der Aufklärung bestimmten Religiosität finden in ihren Visionen Niederschlag – etwa der Glaube an einen allgemeinen Weltplan der Verbesserung und Vervollkommnung, der den Glauben an die Perfektibilität des Menschen und an den innerweltlichen kulturellen, moralischen und wissenschaftlichen Fortschritt einschloss; der Glaube an das göttliche Prinzip der Vernunft und an die Erkennbarkeit von Gottes Walten in Natur und Geschichte; die Vorstellung von Gott als liebendem Vater, der letztlich alle seine Kinder annimmt; Gefühle der Demut und Dankbarkeit gegenüber Gott und Gefühle der Liebe und Humanität gegenüber der Menschheit, aus denen sich ein weites Feld der Betätigung ergab.

Indem die Religiosität von Louise Otto-Peters jedoch ausdrücklich den Glauben vollständig gleichwertiger, von Gott den Frauen verliehener Wesenseigentümlichkeiten, sowie daraus abgeleiteter gleicher Rechte beinhaltete, wäre es noch treffender, sie als feministische Rationalistin zu bezeichnen. Für die Vertreter des aufgeklärten Rationalismus wie des Protestantismus im Allgemeinen lässt sich ein verbreiteter Glaube an die Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern nämlich nicht beobachten. Für sie lieferte



Abb. 3: Auguste Schmidt und Louise Otto-Peters als Vorsteherinnen des ADF. Zeichnung von Adolf Neumann, veröffentlicht in der Zeitschrift „Die Gartenlaube“, Nr. 49, 1871 von Ernst Keil.

neben anderen Bibelstellen nach wie vor die Schöpfungsgeschichte in Genesis 2 und 3 den entscheidenden Grund für die untergeordnete, nicht gleichberechtigte Stellung der Frauen: der Mann sei vor dem Weib und zur Selbstständigkeit geschaffen, er sei Herr, sie Gehilfin, und ohne ihn nicht denkbar (Schötz 2020: 38).

Doch inzwischen, am Ende der 1860er Jahre, waren Religiosität und Glauben anderen, stärkeren Anfechtungen ausgesetzt. Nicht mehr die religionskritischen philosophischen Ideen der 1840er Jahre oder das Entstehen kleiner religiöser Dissidenz-Bewegungen wie des

Deutsch-Katholizismus erzwangen eine Auseinandersetzung mit Glaubensfragen, sondern der Aufschwung der modernen experimentellen Naturwissenschaften. Viele ihrer Ergebnisse schienen nicht mehr oder nur schwer mit der biblischen Offenbarung vereinbar. In Deutschland hatte die Schrift „Kraft und Stoff“ des Mediziners Ludwig Büchner von 1855 maßgeblich die Debatte befeuert (Goddemeier 2006: 372).³ In den 1860er Jahren trat die Rezeption der Darwinschen Lehre hinzu (Darwin 1859), ihre Ideen zur Entstehung der Arten passten wenig zur biblischen Schöpfungsgeschichte in Genesis 1 und zum dort entworfenen Zeithorizont einer Schöpfung in sieben Tagen. Der nun offen zu Tage tretende „weltanschauliche Kampf zwischen Glauben und Wissen“ (Goddemeier 2006: 371) wurde auf Fachkongressen, in der Presse, über das populäre Vortragswesen der Volksbildungsbewegung und anderes mehr ausgetragen (Daum 1998).

Das widerspiegelte sich auch auf den Philosophenkongressen von Prag (1868) und Frankfurt am Main (1869), auf denen brennende Zeitfragen verhandelt wurden. Dazu gehörten die Verkümmern des religiösen Lebens, der Zwiespalt von Glauben und Wissen, von Philosophie und Naturwissenschaften, aber auch soziale Probleme, die Frauenfrage und Erziehungsfragen (Wollgast 2004: 41f.). Die Kongresse wurden von Hermann von Leonhardi, einem Anhänger und Vertreter der Krauseschen Philosophie organisiert, der interessierte Frauen ausdrücklich zur Teilnahme einlud. Er setzte damit einen Grundgedanken von Karl Christian Friedrich Krause (1781-1832) praktisch um, den einzigen Vertreter der klassischen deutschen Philosophie, der Männer und Frauen für wesensverschieden, aber vollständig gleichwertig hielt (Wollgast 2004: 47). Männer und Frauen sollten deshalb zusammenwirken, um gemeinsam eine humanere und bessere Gesellschaft zu schaffen – eine Auffassung, die Louise Otto-Peters seit langem vertrat. Sie hatte am Philosophenkongress von Frankfurt am Main als Vorsitzende des ADF persönlich teilgenommen und erlebte hautnah das Ringen

³ Ludwig Büchners „Kraft und Stoff“ galt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland als „Bibel“ oder „Evangelium“ des Materialismus (Goddemeier 2006: 372).

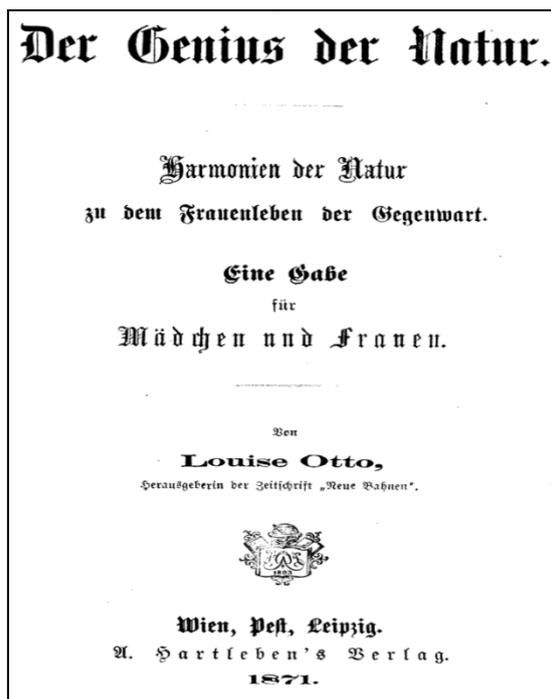


Abb. 4: Titelblatt der von Louise Otto-Peters 1871 herausgegebenen Schrift „Der Genius der Natur“.

nen gezielte Orientierung im Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen zu geben (Schötz 2025).⁶ Dabei galt der Auseinandersetzung mit den „sich breitmachenden Irrlehren“ des Atheismus und Materialismus (Büchner, Vogt und Consorten) ihre besondere Aufmerksamkeit. Angesichts der populären Verbreitung neuester naturwissenschaftlicher Erkenntnisse in diversen Unterhaltungsblättern, des, wie sie es auffasste, „Prunkens mit atheistischen Phrasen“, des wohlgefälligen Verkündens „menschlicher Thierheit“, ja der „Mode mit Atheismus und Materialismus zu kokettieren“ (Otto 1871: 142), aber auch, weil die Frage vielfach an sie herangetragen worden sei, fühlte sie sich zur Darlegung des eigenen Standpunktes verpflichtet. Sie tat das als protestantische Christin, die an ihrer religiösen Überzeugung festhielt, und ihre Leserinnen im Gottesglauben bestärken wollte.

um ein „Minimumbekenntnis“ allgemein religiöser Übereinstimmung (Der zweite Philosophen-Kongress: 181f.). An den stürmischen Debatten nahmen Protestanten, Katholiken, Juden, Nihilisten und Atheisten teil.⁴ Letztlich gelang eine Kompromissformel, gemeinsam erarbeitet von einem Juden, einem Protestanten und einem Katholiken. Sie erklärte die Anerkennung Gottes und das Bekenntnis zu einem Reich Gottes auf Erden als eines Reiches der Freiheit, der Wahrheit, der Gerechtigkeit und Liebe als in vollem Einklang mit Wissenschaft und Glauben stehend. Als Grundlage allen religiösen Lebens aber wurde die innige Überzeugung vom Sein und Walten eines lebendigen Gottes, der sich in Natur, Geschichte und Gewissen offenbare, begriffen und daraus die Verpflichtung zur Nachahmung seines heiligen Vorbildes im Leben abgeleitet⁵ – ein Kompromiss, den Louise Otto-Peters gewiss mitgetragen hat.

Louise Otto-Peters nutzte vor allem ihre 1871 erschienene Schrift „Der Genius der Natur. Harmonien der Natur zu dem Frauenleben der Gegenwart“, um ihren Anhängerinnen

⁴ Hier spielte sich „eine Szene des geistigen Dramas des Zeitalters ab“, wie man sie sich dem Philosophen Heinrich Schliephake zufolge, „bewegter nicht denken konnte“ (Der zweite Philosophen-Kongress: 181). Er hielt am Nachmittag des gleichen Kongresstages einen wissenschaftlichen Vortrag über Unsterblichkeit, „die er bewies“. Während seines zweistündigen glänzenden Vortrages wagte die ganze Versammlung kaum zu atmen, bis sie dann „in lauten Beifall ausbrach“ (Der zweite Philosophen-Kongress: 182).

⁵ Hierfür war sicher Kants Religionsverständnis – der Glaube an ein wie auch immer geartetes höchstes Wesen und die Existenz einer unsterblichen Seele als regulative Idee und als Postulat der praktischen Vernunft wirkungsmächtig (Götz von Olenhusen 2006: 109).

⁶ In Auseinandersetzung mit teilweise hoch emotional geführten zeitgenössischen Debatten thematisierte sie darüber hinaus Wahrnehmungen wachsender Entfremdung von der Natur und zerstörter oder bedrohter „Harmonien“ im Mensch-Natur-Verhältnis infolge zunehmender Industrialisierung und Verstädterung. Louise Otto-Peters erweist sich dabei als eine frühe Vordenkerin des Ökofeminismus und Umweltschutzes in Deutschland – ein überraschender, bislang unbekannter Aspekt ihres Wirkens (Schötz 2025).

Dabei erklärt sie ihnen polemisch, dass die „Unfehlbarkeit gewisser Materialisten“ gerade so wie die des Papstes drohe und erwähnt namentlich Moleschott, „Vogt, Büchner und Consorten“ (Otto 1871: 138; Deich 2004). Ohne auf deren Auffassungen weiter einzugehen, kennzeichnet sie „die Lehre des Materialismus“ als eine oberflächliche Behandlung der Naturwissenschaft, die vom Geiste abstrahiere, nur Materie, nur Stoff annehme „und Alles, was sie nicht betasten und zerlegen kann, für leere Einbildung erklärt. Nach diesem Maßstabe werden Gott und Geist einfach geleugnet, ..., was wir geistiges Leben nennen, nur als Thätigkeit des menschlichen Gehirns erklärt, der Mensch selbst als das begabteste Thier.“ (Otto 1871: 138) Der Materialismus werde jedoch, so Louise Otto-Peters, durch die Philosophie, die den Unterschied von Geist und Natur und die höhere Einheit beider zu ergründen suche, wie auch durch die Naturwissenschaften selbst widerlegt. Als Kronzeugen letzterer zitiert sie wörtlich Carl von Linné als großen „Naturforscher des Pflanzenreiches“ aus dem 18. Jahrhundert, sowie den Chemiker und Ernährungswissenschaftler Justus von Liebig und den französischen Astronomen Camille Flammarion als lebende Fachgelehrten. Diese Wissenschaftler einte aus ihrer Sicht, dass für sie neue naturwissenschaftliche Erkenntnisse und selbst Darwins Evolutionstheorie nicht zum Atheismus, sondern zu einer weiteren Annäherung an Gott, zu vertiefter Gotteserkenntnis und Gottesbewusstsein führten.⁷

Daneben bekräftigt sie vor allem in den Kapiteln „Wechsel der Jahreszeiten“, „Trost in der Natur“ und „Erhebung in der Natur“ in eindrucksvollen poetischen Bildern ihren Glauben an Gottes Existenz, Allmacht und Güte, den sie aus der bewunderungswürdigen Schönheit, Ordnung und Zweckmäßigkeit der Natur herleitet. Das weist Ähnlichkeit zu naturtheologischen bzw. physikotheologischen Vorstellungen auf, die bereits im 18. Jahrhundert unter den Gebildeten Europas weit verbreitet waren (Trepp 2010). So wenn sie von der „Großartigkeit seines Schöpfungswerkes“ spricht, die sich in der Majestät der Alpen, der Unermesslichkeit des Meeres, an den zauberhaften Ufern eines Bergsees, „in jedem Blütenkelch, der mit Duft und Farbe uns lockt“, im Gesang der Vögel und Murmeln des Wasserfalls (Otto 1871: 257f.) in Blitzen der Gewitternacht, „im Sonnenball, der allen Wesen Licht und Wärme und Wachsthum spendet“ (Otto 1871: 16) und vielem mehr äußere. Mensch und Natur sind für sie Teil der Schöpfung, der menschliche Lebensgang gleicht dem Wandel der Jahreszeiten, deren Wiederkehr der Unsterblichkeit der Seele.⁸

Im „Tempel der Natur“ aber vermag die Seele Erhebung zu finden, in ihrer Einsamkeit ist Gott besonders nah. Das Bedürfnis nach Erhebung im Gebet⁹ erscheint Louise Otto-Peters als „das Wahrzeichen unseres göttlichen Ursprungs“, als „das heilige Erbtheil, das wir

⁷ Sie scheuten sich nicht, „noch wie einst an den lieben Gott zu denken, den ihnen die Wissenschaft beweist“ (Otto 1871: 143). Zusammenfassend hält sie fest, möglicherweise den Philosophen Heinrich Schliephake zitierend: „Das Selbstbewußtsein des Geistes führt so gut zum Gottesbewußtsein, das Erkennen der Vernunft zur Erkenntniß Gottes, wie auch die Erkenntniß der Natur daselbe Resultat hat.“ (Otto 1871: 140). In der deutschen Gelehrtenwelt betrachteten allerdings nur wenige Evolutionstheorie und Schöpfungsglauben nicht als zwingenden Gegensatz (Matis 2018: 43f.).

⁸ Der Sonnenuntergang mahne an das eigene Scheiden von der Erde, so Louise Otto-Peters. Doch so, wie die Sonne nur scheinbar auf unserer Hemisphäre versinke, um in einer anderen aufzugehen, sei der Tod „nichts ... als ein Sonnenuntergang der zum Sonnenaufgang wird in einem anderen Lande“ (Otto 1871: 265). Siehe auch weitere Ausführungen von ihr über Symbole der Auferstehung in der Natur – von Spuren des Ewigen im Endlichen, des Geistigen im Leiblichen. Der Geist lebe im Himmel unsterblich fort, für ihn gebe es kein Ende wie für den Körper (Otto 1871: 216).

⁹ Für sie war das Gebet „Erhebung der Seele aus dem Endlichen ins Unendliche, ... Hingebung und Begeisterung an das Göttliche, ein Freiwerden der Seele von Alltagsorgen und Qualen, ein Ausflug in's Reich der ewigen Freiheit“ (Otto 1871: 249).

vom Himmel mitgebracht auf die Erde“, als „Grundpfeiler jeder Religion, ... Grundlage jedes Gottesdienstes, jedes religiösen Bekenntnisses.“ (Otto 1871: 247) Gemäß ihrer Geschlechterauffassung hält sie dieses Bedürfnis bei Frauen für vorherrschender als bei Männern, lege es doch in ihrer Natur begründet, dass bei ihnen das Gefühl mit dem Sehnen nach Harmonie vorwalte – in sich wie außer sich (Otto 1871: 249).

Ihre intimste Reflexion des Verhältnisses von Mensch, Natur und Gott findet sich – gleichsam als ihr Glaubensbekenntnis – im Kapitel „Trost in der Natur“:

„Wahre das heilige Erbtheil, das Du mit ins Leben brachtest: den Glauben an das Göttliche und die Natur wird Dich immer trösten, auch im Kampf und Leid, wird Dir immer offenbaren das Ewige im Endlichen! Glaube! Hoffe! Liebe ... *Glaube* nur, daß der Allmächtige, der diese ganze schöne Schöpfung ins Dasein rief und der sich Dir offenbart in der Glorie des Sonnenaufgangs und den Myriaden Sternen der Milchstraße, auch Dich zum Leben rief und wie Dein Schöpfer, so Dein Freund und Vater ist! – *Hoffe* nur, daß die Sonne, die jetzt die Wolken umhüllt am Himmel zu verschwinden scheint, morgen wiederkehrt in neuer Klarheit und auch wieder auf Dich ihre wärmsten Strahlen sendet: – *Liebe* nur Deinen Gott und die Natur und die Menschheit, die da beide sind durch ihn, liebe die einzelnen Menschen, die Dir nahe stehen, denn der Grundton aller Schöpfung und alles Lebens ist die Liebe! Die *Liebe!*“ (Otto 1871: 237)

Im Glauben von Louise Otto-Peters mischen sich die Rezeptionsergebnisse religiöser und religionskritischer, philosophischer und sonstiger geisteswissenschaftlicher, medizinischer und naturwissenschaftlicher Strömungen, mit denen sie sich im Laufe der Jahrzehnte auseinandergesetzt hatte. Mit dem Deutschkatholizismus, der sie von 1845 bis zum Beginn der 1850er Jahre stark beeindruckt hatte (Schötz 2020: 36-38),¹⁰ teilte sie vermutlich nicht nur die Ideen der allgemeinen geistigen Gleichheit von Priestern und von Laien, Gelehrten und Unwissenden, Männern und Frauen vor Gott und von umfangreichen Teilhaberechten von Frauen im Gemeindeleben. Auch die für diese Strömung typische Interpretation der Bibel im Lichte der Vernunft und das Zurückweisen von wörtlichen Deutungen und fundamentalistischen Auslegungen könnte sie übernommen haben. Möglicherweise ging es aber auch in der Kirche, der sie angehörte, nicht streng dogmatisch zu. In autobiografischen Rückblicken erwähnt sie den „freien Hauch jenes auf Humanität und Moral gegründeten religiösen Aufschwungs“, der sich beispielsweise in Heinrich Zschokkes *Stunden der Andacht* manifestierte,¹¹ und den sie in der Vorbereitungszeit auf ihre Konfirmation erlebte. Vielleicht hat sie sich aber auch später mit naturtheologischen und physikotheologischen Vorstellungen, so der Naturkreislauftheorie, auseinandergesetzt. Die ihnen eigene Erkenntnis Gottes aus der Natur, die sie teilte, beruhte in hohem Maße auf rational einsehbaren Argumenten und entsprach auch ihrem aufklärerischen Verständnis. Sie könnte sich ebenfalls mit dem Pantheismus Goethes ausführlicher beschäftigt haben, denn ihr Begriff des „Ewig-Weiblichen“ geht auf seinen Faust II zurück. Auch mit dem Panentheismus Karl Christian Friedrich Krauses ist nähere Auseinandersetzung denkbar, avancierte er doch Ende der 1860er Jahre zu

¹⁰ Vgl. S. Schötz, Religiosität und religiöse Legitimierung von Frauenemanzipation bei Louise Otto-Peters, in: »Mit den Muth'gen will ich's halten«. LOUISEum 38. Sammlungen und Veröffentlichungen der Louise-Otto-Peters-Gesellschaft e. V. Leipzig, hg. v. Gerlinde Kämmerer und Sandra Berndt unter Mitarbeit von Constanze Mudra, Beucha * Markkleeberg 2020, S. 32–41, hier S. 36–38.

¹¹ Möglicherweise kannte sie das Werk von H. Zschokke, *Allmacht Gottes in den Werken der Natur. Ein Volksbuch zur wahren Erkenntniß und zur Belehrung für alle Stände. 50 religiöse Betrachtungen*, 2. Aufl. 1843, 3. Aufl. 1852.

ihrem Lieblingsphilosophen. Um diese und weitere Einflüsse präziser einschätzen zu können, bedarf es weiterer Forschungen.

Es ist schwierig zu klären, ob bei Louise Otto-Peters religiösen Sinngebungen eine besondere Rolle zur Legitimierung frauenemanzipatorischen Denkens zukam. Denn häufig, und ebenfalls kontextabhängig, nutzte sie auch andere Argumentationen – so den allgemeinen Humanitäts- und Menschenrechediskurs der Aufklärung und Klassik, den Rekurs auf das Wirken herausragender Frauen in der Geschichte, in Literatur, Musik und Kunst, den Verweis auf bereits durchgesetzte Frauenrechte im Ausland oder auf neue Expertenmeinungen zum Wesen der Geschlechter. Louise Otto-Peters war eine außerordentlich gut belese, sich beständig autodidaktisch weiterbildende Persönlichkeit, die sich beachtliche Sachkenntnis und ein hohes Maß an kritischer Reflexivität angeeignet hatte. Dabei leiteten sie eine christliche Weltanschauung und Grundüberzeugungen, die sie aus der Rezeption politischer, religiöser, sozialer, naturwissenschaftlicher und anderer Zeitströmungen und der aufmerksamen Beobachtung realer Entwicklungen gewann. Geglaubtes und Erkanntes fügte sich in ihrem Streben nach einer gerechteren Welt zusammen. Dabei sah sie ihre eigene Bestimmung im Streben nach Frauenrechten. (Schötz 2014: 215; 2023:119).

Bibliografie

- Baumann, Ursula (1992): *Protestantismus und Frauenemanzipation in Deutschland 1850 bis 1920*. Frankfurt/M. / New York: Campus.
- Darwin, Charles (1859): *On the Origin of Species by means of natural Selection, or the Preversation of favoured Races in the Struggle for Life*. London: John Murray.
- Daum, Andreas (1998): *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert: Bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit 1848–1914*. München: R. Oldenbourg Verlag.
- Deich, Ingrid (2004): „Annäherungen an Louise Otto-Peters‘ Buch ‚Genius der Natur““. *Louise-Otto-Peters-Jahrbuch I. Forschungen zur Schriftstellerin, Journalistin, Publizistin und Frauenpolitikerin Louise Otto-Peters (1819–1895)*, hrsg. von Johanna Ludwig, Susanne Schötz und Hannelore Rothenburg, Markkleeberg: Sax-Verlag Beucha, 58–75.
- „Der zweite Philosophen-Kongreß in Frankfurt a. M. Schluss, ungezeichneter Bericht.“ *Neue Bahnen* 1869, 4/23, 179–183.
- Freund, Marion (2004): »Mag der Thron in Flammen glühn!« *Schriftstellerinnen und die Revolution von 1848/49*. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Goddemeier, Christof: (2006): „Materialismusstreit. 1855 erschien Ludwig Büchners ‚Kraft und Stoff““. *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte*, 58/4, 370–375.
- Götz v. Olenhusen, Irmgard (2006): „Robert Blum und die deutschkatholische Bewegung: Vom römisch-Katholischen Messdiener zum Propheten einer demokratischen Zivilreligion. „Für Freiheit und fortschritt gab ich alles hin.“ Robert Blum (1807-1848)“. *Visionär – Demokrat – Revolutionär*. Begleitbuch zur Ausstellung des Bundesarchivs, hrsg. vom Bundesarchiv, bearbeitet von M. Jesse und W. Michalka. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg, 101–112.
- Hölscher, Lucian (1994): „Bürgerliche Religiosität im protestantischen Deutschland des 19. Jahrhunderts“. *Religion und Gesellschaft im 19. Jahrhundert*, hrsg. von Wolfgang Schieder. Stuttgart: Klett-Cotta, 191–215.
- Hundt, Irina (2004): „Die autodidaktischen Studien „eines deutschen Mädchens“ um 1840“. *Louise-Otto-Peters-Jahrbuch I. Forschungen zur Schriftstellerin, Journalistin, Publizistin und Frauenpolitikerin Louise Otto-Peters (1819–1895)*, hrsg. von Johanna Ludwig, Susanne Schötz und Hannelore Rothenburg, Markkleeberg: Sax-Verlag Beucha, 29–38.

- Knapp, Gudrun-Axeli (2012): *Im Widerstreit. Feministische Theorie in Bewegung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Ludwig, Johanna (2014): *Eigner Wille und eigne Kraft. Der Lebensweg von Louise Otto-Peters bis zur Gründung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins 1865. Nach Selbstzeugnissen und Dokumenten*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- Lundt, Bea (1996): „Zur Entstehung der Universität als Männerwelt“. *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*, hrsg. von Elke Kleinau und Claudia Opitz, Bd. 1: *Vom Mittelalter bis zur Aufklärung*. Frankfurt/M. / New York: Campus, 103–118.
- Matis, Herbert (2018): „Zur Darwin-Rezeption in Zentraleuropa 1860 bis 1920“. *Darwin in Zentraleuropa*, hrsg. von Herbert Matis und Wolfgang L. Reiter. Wien: Lit Verlag, 15–59.
- Metz-Göckel, Siegrid: „Feminismus“ (2003). *Historisch-kritisches Wörterbuch des Feminismus*, hrsg. von Frigga Haug, Hamburg: Argument-Verlag, 170–179.
- Offen, Karen (2000): *European Feminism, 1700-1950: A Political History*. Stanford: Stanford University Press.
- Otto, Louise (1845): „Auch ein Wort, über den 30. November in Dresden“. *Wandelstern* 52, 1054–1058.
- Otto, Louise (1847): „Die Theilnahme der weiblichen Welt am Staatsleben“. *Volkestaschenbuch Vorwärts*, hrsg. von Robert Blum. Leipzig: Friese, 37–63.
- Otto, Louise (1848): „Zur Judenfrage. Ein Wort zur Versöhnung“. *Der Volksfreund. Sächsische Blätter für alle Interessen des Volkes*, Nr. 8 vom 24. Mai, 59–61.
- Otto, Louise (1851): „Das Ewig-Weibliche“. *Frauen-Zeitung* 45, 321–323.
- Otto, Louise (1869): *Der Genius des Hauses*. Pest/Wien/Leipzig: A. Hartleben's Verlag.
- Otto, Louise (1871): *Der Genius der Natur. Harmonien der Natur zu dem Frauenleben der Gegenwart*. Pest/Wien/Leipzig: A. Hartleben's Verlag.
- Otto, Louise (1876): *Frauenleben im deutschen Reich. Erinnerungen aus der Vergangenheit mit Hinweis auf Gegenwart und Zukunft*. Leipzig: Verlag Moritz Schäfer.
- Otto-Peters, Louise (1866 bzw. 1997): *Das Recht der Frauen auf Erwerb. Wiederveröffentlichung der Erstausgabe aus dem Jahr 1866. Mit einer Reminiszenz der Verfasserin und Betrachtungen zu der Schrift aus heutiger Sicht*, hrsg. im Auftrag der Louise-Otto-Peters-Gesellschaft e. V. von Astrid Franzke, Johanna Ludwig und Gisela Notz unter Mitarbeit von Ruth Götze (LOUISEum 7. Sammlungen und Veröffentlichungen der Louise-Otto-Peters-Gesellschaft e.V.). Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- Paletschek, Sylvia (1998): „Die Freiheit ist unteilbar!‘ Frauenemanzipation, religiöse Reform und die Revolution von 1848/49“. *Ariadne. Almanach des Archivs der deutschen Frauenbewegung* 33, 16–25.
- Schötz, Susanne (2014): „Menschen werden wollen die Frauen und teilnehmen am Kranz der Arbeit und des Sieges.‘ Visionen von Emanzipation, Gemeinsinn und Gesellschaftsreform in der ersten deutschen Frauenbewegung“. *Wirtschaft und Gemeinschaft. Konfessionelle und neuere religiöse Gemeinsinnsmodelle im 19. und 20. Jahrhundert*, hrsg. von Swen Steinberg und Winfried Müller. Bielefeld: transcript Verlag, 171–215.
- Schötz, Susanne (2015): „Louise Otto-Peters (1819–1895)“. *Sächsische Lebensbilder. Bd. 7 Leipziger Lebensbilder. Der Stadt Leipzig zu ihrer Ersterwähnung vor 1000 Jahren*, hrsg. von Gerald Wiemers, Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig in Kommission. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 411–460.
- Schötz, Susanne (2019): „Emanzipationsvorstellungen bei Louise Otto-Peters“. *APuZ. Zeitschrift der Bundeszentrale für politische Bildung, Louise Otto-Peters*, 8, 4–10. <https://www.bpb.de/apuz/285860/emanzipationsvorstellungen-bei-louise-otto-peters?rl=0.08406563422114682> pdf

- Schötz, Susanne (2020): „Religiosität und religiöse Legitimierung von Frauenemanzipation bei Louise Otto-Peters. ‚Mit den Muth‘gen will ich‘s halten““. *LOUISEum 38. Sammlungen und Veröffentlichungen der Louise-Otto-Peters-Gesellschaft e. V. Leipzig*, hrsg. von Gerlinde Kämmerer und Sandra Berndt unter Mitarbeit von Constanze Mudra. Markkleeberg: Sax-Verlag Beucha, 32–41.
- Schötz, Susanne (2021): „Louise Otto-Peters (1819–1895): ‚Dem Reich der Freiheit werb`ich Bürgerinnen‘. *Wegbereiter der deutschen Demokratie. 30 mutige Frauen und Männer 1789–1918*, hrsg. von Frank-Walter Steinmeier. München: C.H.Beck, 251–263.
- Schötz, Susanne (2023): „Organisation der Arbeit, Humanität, Frauenrechte. Louise Otto in der Revolution von 1848/49““. *Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte*, Heft 79, 104–123.
- Schötz, Susanne (2025): „Der Genius der Natur und die Mission der Frauen: Wahrnehmungen bedrohter Harmonien im Mensch-Natur-Verhältnis von Louise Otto-Peters““. *Beiträge zur Umweltgeschichte Sachsens. Impulse und Perspektiven*, hrsg. von Susanne Schötz, Veronique Töpel, Jörg Ludwig und Ulrich Heß. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag: im Druck.
- Trepp, Anne-Charlott (2010): „Von der Missionierung der Seelen zur Erforschung der Natur. Die Dänisch-Hallesche Südindienmission im ausgehenden 18. Jahrhundert““. *Geschichte und Gesellschaft*, 36/2, 231–256.
- Wollgast, Siegfried (2004): „Louise Otto-Peters und Karl Christian Friedrich Krause als philosophische Quelle““. *Louise-Otto-Peters-Jahrbuch I. Forschungen zur Schriftstellerin, Journalistin, Publizistin und Frauenpolitikerin Louise Otto-Peters (1819–1895)*, hrsg. von Johanna Ludwig, Susanne Schötz und Hannelore Rothenburg. Markkleeberg: Sax-Verlag Beucha, 39–57.
- Yamada, Teruko (2007): „Louise Otto-Peters und die deutschkatholische Bewegung. Die bürgerliche Frauenbewegung des Vormärz und der Revolutionszeit““. *Louise-Otto-Peters-Jahrbuch II. Forschungen zur Schriftstellerin, Journalistin, Publizistin und Frauenpolitikerin Louise Otto-Peters (1819–1895)*, hrsg. von Johanna Ludwig, Susanne Schötz und Hannelore Rothenburg, Markkleeberg: Sax-Verlag Beucha, 90–114.
- Internet: <https://louiseottopeters-gesellschaft.de/publikationen> (27.05.2025)

E-Mail-Adresse der Autorin: susanne.schoetz@tu-dresden.de



Vormärz und 1848. Warum Martin Hundts Forschungen zum Bund der Kommunisten auch künftig bedeutsam bleiben

Rüdiger Hachtmann

(MLS, Berlin)

Veröffentlicht: 31. August 2025

Abstract

In the following, I discuss an essay that Martin Hundt published in 1994 in the West German journal “Geschichte und Gesellschaft”. This article with the subtitle “Bilanzierung europäischer Arbeiterbewegung”, whose beginning Martin dates back to the founding of the League of the Righteous/Communists in 1836, and „bourgeois society of the 19th century” can be understood as a kind of summary of his work. The core thesis of his statements formulated there is that the central concern of the early revolutionary workers' movement was the emancipatory self-movement of the lower classes with the long-term goal of the “deslavery of humanity”, which still seems topical today, and not the social-paternalistic representation of their (supposed) interests

Zusammenfassung

In den folgenden Ausführungen diskutiere ich einen Aufsatz, den Martin Hundt 1994 in der westdeutschen Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft“ publiziert hat. Dieser Artikel mit dem Untertitel „Bilanzierung europäischer Arbeiterbewegung“, deren Anfang Martin auf die Gründung des Bundes der Gerechten/Kommunisten 1836 datiert, und „bürgerlicher Gesellschaft des 19. Jahrhunderts“ kann als eine Art Resümee seines Schaffens verstanden werden. Kernthese seiner dort formulierten Ausführungen ist, dass das zentrale Anliegen der frühen revolutionären Arbeiterbewegung die emanzipatorische Selbstbewegung der Unterschichten mit dem langfristigen, heute unverändert aktuell anmutenden Ziel der „Entsklavung der Menschheit“ gewesen ist, und nicht die sozialpaternalistische Vertretung ihrer (vermeintlichen) Interessen.

Keywords / Kennwörter

Emancipation; labor movement in the 19th century; Europe; bourgeois society; communism.

Emanzipation; Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert; Europa; bürgerliche Gesellschaft; Kommunismus.

Ich muss vorwegschicken, dass ich Martin Hundt persönlich nur relativ kurz und in hohem Alter kennengelernt habe – im Arbeitskreis Vormärz- und Revolutionsforschung von 1848 der Leibniz-Sozietät. Ich habe ihn dort als überaus kompetenten Historiker zum Vormärz und zu 1848, sowie zur Geschichte der frühen Arbeiterbewegung erlebt, sowie (das ist für mich ebenfalls eine zentrale Erinnerung) als zurückhaltend und persönlich immer sehr angenehmen Menschen. Das Unprätentiöse im Auftreten und wie er sich in Diskussionen äußerte – sachlich, präzise und ohne jemanden zu verletzen – unterschied sich sehr vom

oft exaltierten Auftreten, keineswegs aller, aber doch auch nicht weniger westdeutscher Kollegen.

Wenn ich eben gesagt habe, dass ich Martin Hundt erst spät kennengelernt habe, dann ist das nicht ganz richtig. Natürlich kannte ich ihn schon weit früher – nämlich schriftlich, durch seine Veröffentlichungen. Insbesondere durch die umfängliche Quellenedition zum „Bund der Kommunisten“ (BdK) (Förder u.a. 1970ff.). Die fand und finde ich bis heute sehr eindrucksvoll. Für meine Habilitationsschrift (Hachtmann 1997) habe ich sie intensiv genutzt. Dort ging es unter anderem auch um die Entstehung der Arbeiterbewegung 1848 in Berlin und die herausragende Rolle des BdK in diesem Zusammenhang.

Wenn ich von „seiner“, also Martin Hundts Quellenedition zum Bund der Kommunisten spreche, diese ihm also unmittelbar zugeordnet habe, ist das [Sie wissen das natürlich] nicht korrekt. Denn Martin [ich duze ihn retrospektiv einfach mal] war nominell nur eines von insgesamt vier Redaktionsmitgliedern. Auch z.B. die Einleitung zu dem Band ist mit „die Redaktion“ unterzeichnet. Es ist aber sicherlich nicht abwegig, ihm bei dieser Quellenedition eine federführende Rolle zuzuerkennen, da er sich 1981 über den Bund habilitiert und 1993 eine Monographie von über 800 Seiten zum BdK publiziert hat, die offenkundig auf seiner Habilitationsschrift basiert (Hundt 1993).

Eingehen möchte ich jetzt aber im Folgenden nicht unmittelbar auf die fundamentale Quellenedition über den BdK – und auch nicht etwa auf die Biografie über Louis Kugelmann, mit der er 1969 promoviert und die 1974 veröffentlicht wurde (Hundt 1974). Über Kugelmann erschien von ihm [Sie wissen das vielleicht] schon 1970 ein biografischer Aufsatz, und zwar gleich im ersten Band der „Männer der Revolution von 1848“ (Hundt 1970), also dem Prototypen unserer Akteurs-Reihe, dessen siebter Band demnächst erscheinen wird (Hachtmann 2025). Hinzuweisen ist außerdem auf Martins biografische Studien zu Ludmilla Assing (und ihr Verhältnis zu Marx) (Hundt 2005) oder auch auf den von der Zensur drangsalierten, 1844 verstorbenen Ernst Theodor Echtermeyer (Hundt 2012). Die Quellenedition über den BdK sowie weitere von Martin später herausgegebene Archivalien enthalten ebenfalls viel biografisches Material.

Eine kleine Nebenbemerkung, die an meine Bemerkungen eben anknüpft, kann ich mir aber mit Blick auf die Quellenedition des Bundes nicht verkneifen: Das ist die Kollektivität der Produktion historischer Grundlagenwerke und die entsprechende gemeinsame und gleichzeitig zurückgenommene Nennung der Autoren, die [man denke nur an die „Illustrierte Geschichte der Revolution von 1848“ oder auch das „Lexikon zur Parteiengeschichte“] für die DDR-Geschichtswissenschaft typisch war. Ohne das jetzt zu idealisieren und die politischen Implikationen auszublenden, unterscheidet sich dies doch – jedenfalls in meinen Augen: positiv – von der westdeutschen, konkurrenz-getriebenen Publikationspraxis, hinter der nicht nur Selbstvermarktung, sondern oft auch konkrete Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse stehen, etwa wenn ein „Chef“ als Herausgeber firmiert – obwohl die jeweiligen Beiträge von anderen redigiert und lektoriert wurden und der „Chef“ die Texte erst als Druckfahnen zur Kenntnis genommen hat. Kollektivität der Herausgeber-schaft, die die Kollektivität der Produktion spiegelt und gleichzeitig die Ergebnisse der gemeinsamen Produktion politisch-ideologisch nicht verbindlich für die Zukunft festschreibt, ist dagegen nicht zuletzt [und das meine ich jetzt positiv:] Ausdruck sozialistischer Produktionsweise.

Diese Überlegungen, die mir beim nochmaligen Durchblättern der Quellenedition über den Bund der Kommunisten durch den Kopf gegangen sind, will ich jetzt nicht weiter vertiefen. Ich habe mir vielmehr einen ziemlich kurzen Aufsatz von Martin vorgenommen, den man nach meinem Eindruck als eine Art Resümee des Schaffens von Martin Hundt nehmen kann und der auf [das unterstelle ich jetzt einfach:] unser aller Erkenntnisinteresse

hin zuspitzt ist. Veröffentlicht hat Martin den Aufsatz, den ich meine, in einer Zeitschrift, die manchem von Euch/Ihnen nicht unbedingt bekannt ist: in der Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft“, und zwar im Jahre 1994 (Hundt 1994).

Diese Zeitschrift, „Geschichte und Gesellschaft“, ist eine bundesdeutsche Gründung, und zwar durch die sog. Bielefelder Schule. Herausgegeben wurde sie von Kocka, Wehler, aber auch u.a. von meinem wissenschaftlichen Lehrer, Reinhard Rürup. Sie galt und gilt bis heute als eine der wichtigsten bundesdeutschen Historiker-Zeitschriften und repräsentierte bis zur Jahrtausendwende das, was in die westdeutschen, wissenschaftshistorischen Annalen als „moderne Sozialgeschichte“ oder auch „historische Sozialwissenschaften“ eingegangen ist – bevor sie dann zunehmend einer modischen kulturalistischen Geschichtsauffassung gehuldigt hat.

In dieser noch sozialhistorisch geprägten, auf einen wissenschaftlich breiten Diskurs angelegten und jedenfalls bis in die 90er Jahre ziemlich offenen Zeitschrift publizierte Martin Hundt, wie gesagt: 1994, einen Aufsatz unter dem Titel „Revolutionsfixiertheit contra Institutionalisierung?“ Ihm ging es in diesem Aufsatz um die (so auch der Untertitel) „Bilanzierung europäischer Arbeiterbewegung und bürgerlicher Gesellschaft des 19. Jahrhunderts“.

Ein solcher Titel mutet heute – schaut man sich jedenfalls die Landschaft der bundesdeutschen und europäischen Geschichtswissenschaft an – fast nostalgisch, in manchen Ohren auch ein wenig verstaubt an. Inzwischen wäre man ja froh, wenn es überhaupt eine breitere gesellschaftliche Reflexion über die Arbeiterbewegung des 19. und 20. Jahrhunderts gäbe – gleichsam [und das ist jedenfalls mein Erkenntnisinteresse:] als Anlauf, zu einer zweiten, globalen Arbeiterbewegung des 21. Jahrhunderts.

Damals, 1994, zeichnete sich noch nicht so deutlich ab, dass die Impulse für eine neue Arbeiterbewegung, jedenfalls in Europa, erstmal schwach bleiben würden – und die alte Arbeiterbewegung de facto zusammenbrechen würden. 1994, nach dem Ende des nachstalinistisch-autoritären Realsozialismus, stand diese – von der Bielefelder Schule um Kocka initiierte – Diskussion [das muss ich jetzt nicht weiter ausführen] unter sozialdemokratischer Hegemonie.

Martin Hundt nun fordert in seinem Aufsatz von 1994 und in diesem Zusammenhang zunächst, die Arbeiterbewegung historisch-empirisch mindestens für den deutschen Raum nicht mit 1863, also der Gründung des ADAV beginnen zu lassen. Und auch nicht (das ist jetzt meine Ergänzung) auf 1848, auf die Gründung der Arbeiterverbrüderung, als die Vorgeschichte der späteren SPD, zu reduzieren. Er fordert in dem Aufsatz vielmehr, mit Vehemenz, die unbedingte Einbeziehung auch des Bundes der Kommunisten, und seiner beiden Vorläufer: des Bundes der Geächteten und der Gerechten.

Denn diese Organisation(en) habe, spätestens als BdK, innerhalb der europäischen Arbeiterbewegung etwas, so Martin, „ganz Neues“ repräsentiert. Der Bund sei gleichzeitig „ein Vorläufer, aber auch ein Kontinuitätsvermittler großen Stils“ gewesen. Ein „Kontinuitätsvermittler großen Stils“ war der Bund, weil er die „jahrtausendealten Gleichheitsforderungen“ und die „jahrhundertealte Handwerksgesellenkultur“ aufnahm (Hundt 1994: 497, 499) und diese zur modernen sozialistischen bzw. nicht-autoritär kommunistischen Arbeiterbewegung zu transformieren begann, und zwar im europäischen Maßstab.

Bereits ab 1836, noch als „Bund der Gerechten“, sei dieser (so Martin wörtlich weiter) „bereits eine – von der Mitgliederzusammensetzung her weitgehend deutsche, im Selbstverständnis und der Organisationsstruktur jedoch schon internationale – politische Parteiorganisation einer selbstbewussten Arbeiterbewegung“ gewesen. Tatsächlich war der Bund – von seinen organisatorischen Verzweigungen her – mindestens europäisch verankert gewesen, nicht nur in der Schweiz, Frankreich, Belgien und den deutschen Staaten, sondern

auch in Großbritannien, Schweden und den Niederlanden, beheimatet sowie, mit Programmschriften, zudem in Norwegen, Dänemark, Polen und Ungarn präsent gewesen (Hundt 1994: 503).

Der Bund der Kommunisten war, wie gesagt, das Scharnier zwischen [ich benutze noch mal Formeln von Martin] „jahrtausende alten Gleichheitsforderungen“ und „jahrhundertalter Handwerksgelegenkultur“ sowie der „europäischen Aufklärung“ – und der Kritik der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft sowie des frühen, noch stark handwerklich geprägten Kapitalismus. Er war zudem die wohl wichtigste, frühe politisch-organisatorische Antwort auf das Mischmasch an monarchisch-bürgerlichen Herrschaftsformen, das sich ab Anfang des 19. Jahrhunderts, vor allem ab 1830 und in besonderem Maße ab 1848 in unterschiedlichen Varianten auf dem europäischen Kontinent etablierte.

Natürlich betont Martin in seinem Aufsatz auch, was eigentlich selbstverständlich ist, nämlich dass die Erfahrungen, die Marx und Engels zwischen 1847 und 1852 im Bund der Kommunisten machten, von entscheidendem Einfluss auf deren gesamtes wissenschaftliches Oeuvre gewesen sind. Wie sehr diese Erfahrungen nachhallten, ist noch dem Marx'schen Diktum von 1875 anzumerken, aus den „Randglossen“ zum Gothaer Programm der SPD und dem „Phrasenkram“ dort: „Die Befreiung der Arbeiterklasse muss die Tat der Arbeiter selbst sein.“ (Marx 1974: 22). Also keine Befreiung durch eine paternalistische Parteielite, die vorgibt alles besser zu wissen. Ins Konkrete gewendet und auf die jüngere Geschichte bezogen richtet sich das sowohl gegen autoritäre Regime mit sozialistischem Anspruch, als auch gegen manche personenfixierte, durchhierarchisierte, nur nominell linke Parteien. Und es richtet sich – heute wie 1875 – außerdem gegen einen sozialdemokratischen Sozialpaternalismus – der de facto zum Ziel hat, die arbeitenden und marginalisierten Bevölkerungsschichten nur fester an den Kapitalismus zu ketten. Und (nicht zu vergessen) die Selbstbefreiung der Arbeiterklasse wiederum ist ein Schritt, der zentrale Schritt, auf dem Weg zur universalen Emanzipation, der (wie es wörtlich in den Statuten des Bundes der Gerechten vom Juli 1838 heißt) „Entsklavung der Menschheit“ (Förder 1970, Bd. 1: 93).

Der Bund der Kommunisten wurde (folgt man Martin weiter) zum Experimentierfeld, für die Erprobung eines Organisationstypus, mit dem dieser Weg eingeschlagen werden konnte. Vieles sei im Bund, bis zu dessen Auflösung, „zum ersten Male [überhaupt] bewusst erprobt worden“. Martin Hundt nennt hier u.a. „Parteipresse [und die] Übergangsformen von Geheimgesellschaften [in der Tradition Blanquis] zu Massenorganisationen“ (Hundt 1994: 498).

Der Bund seinerseits unterlag natürlich auch selbst einer historischen Dynamik. Martin verweist in diesem Zusammenhang auf das „schrittweise Abstreifen [der] Geheimbundmanie“ (Ebd.: 504). Der Bund entwickelte sich sukzessive zu einem Organisationstypus, der das Potential entwickelte, einerseits praktisch den Weg, die erste Etappe zur universalen Emanzipation erfolgreich zu beschreiten. Und andererseits sollte dieser gleichzeitig selbst innerorganisatorisch (Stichwort: Selbstbefreiung der Arbeiterklasse) demokratisch und plural sein, ein nicht-repressives, angstfreies Forum für Diskurse über die Art und Weise, wie man das gemeinsame Ziel einer wahrhaft menschlichen Gesellschaft erreichen kann und dann in eine entsprechend kollektive Praxis münden. Das zu betonen ist wichtig, angesichts der autoritären Sackgassen der Arbeiterbewegung seit 1848, zu der ich [wie angedeutet] auch und gerade die Sozialdemokratie, mit ihren strikten Hierarchien, ihrer Ochsentour und vor allem ihrer grundsätzlichen Akzeptanz des Kapitalismus rechne.

Natürlich ist klar, dass dieses abstrakte Postulat – Arbeiterbewegungen und Arbeiterparteien müssten ein nicht-repressives, angstfreies Forum für Diskurse sein – oft sehr schwer zu realisieren ist. Dazu muss man jetzt nicht erst an die NS-Zeit oder den Kalten

Krieg denken. Bereits das bolschewistische Partei‘modell’ resultierte ja nicht aus metahistorischen Einsichten. Es entstand nicht im abstrakten Raum, sondern ist ohne das historische Gegenüber, die Ochrana, die zaristische Geheimpolizei, nicht zu denken.

Trotz aller historischen, oft scheinbar unüberwindlichen Hindernisse bleiben m.E. unverrückbare Grundprinzipien wie die Diskursfreiheit auch unter politischen Druck unabdingbar – nach der Formel, die Martin Hundt in dem genannten Aufsatz von 1994 und als Charakteristikum des Bundes der Kommunisten nennt: „Vielfalt in der Einheit“ (Ebd.: 499). Diese Formel hat über den Diskurs hinaus auch eine organisatorische Dimension: Der Bund nämlich separierte das sog. Gewerkschaftliche nicht vom Politischen. Er war vielmehr [so Martin wörtlich] „eine jener ‚allround‘-Organisationen, die sich sowohl politischer wie ökonomischer als auch sozial-kulturell-bildungsmäßiger Interessenvertretung der Arbeiter verschrieben“ (Ebd.). Der Bund war, von seinem Anspruch her [so interpretiere ich Martin bzw. spitze seine Feststellungen ein wenig zu] nicht nur die (sozialpaternalistische) „Vertretung“ der Arbeiterklasse, sondern der Kern der emanzipatorischen Selbstbewegung der Unterschichten, die bis 1852 sozialstrukturell noch kein „Proletariat“ im engeren Sinne waren, sich aber vielfach bereits als „Arbeiterklasse“ verstanden – und im Berliner Central-Comité der Arbeiter vom April 1848 sowie einige Monate später in der Arbeiterverbrüderung formierten.

Diese *Selbstbewegung* der Unterschichten, die sich im Vormärz zur Arbeiterklasse zu formieren begannen, der „allround“-Charakter des Bundes und auch noch der Arbeiterverbrüderung, den Martin konstatiert hat, ist kein Defizit, kein Aspekt, der durch ‚Ausdifferenzierung‘ zu überwinden wäre. Der „allround“-Charakter nimmt (das ist jetzt meine These) vielmehr die anzustrebende herrschaftsfreie Gesellschaft, noch unter den bestehenden Verhältnissen, im Kleinen vorweg – in Grenzen, wie sogleich zu betonen ist: Denn jede linke Organisation steht ‚natürlich‘ – nämlich mit Blick auf die Natur des Kapitalismus, sich alles zu unterwerfen und entsprechend zu überformen – unter einem ständigen, enormen Druck, sich anzupassen, sich zu ‚sozialdemokratisieren‘, jedenfalls (das jetzt, 2024, auch mit aktuellem Bezug) solange die Krisenhaftigkeit des Kapitalismus nicht offensichtlich ist, solange dessen Legitimität in den Augen breiter Bevölkerungsschichten noch nicht bröckelt – und sich die politisch-gesellschaftlichen Verhältnisse noch nicht nach links verschieben.

Derzeit, in unserer bedrückenden Gegenwart, trudeln wir allmählich wieder in eine tiefe Legitimationskrise des real existierenden Kapitalismus hinein. Damit wiederum *kann* für linke Organisation (muss aber nicht) der Anpassungsdruck schwinden, der von einem stabilen, scheinbar ewigen Kapitalismus ausgeht – in dem Maße, wie dieser seine Glaubwürdigkeit verliert. Die Kritik an den herrschenden Verhältnissen muss nicht, könnte aber wachsen. Und dies wiederum ist die Voraussetzung für die Entfaltung revolutionärer Potentiale linker Bewegungen und Parteien.

Damit bin ich wieder bei Martin und seinem wissenschaftlichen Oeuvre – zu dem auch „Wie das Manifest entstand“ gehört, das er schon 1973 erstmals publizierte (Hundt 1973). Denn Lehrstücke (in positiver, wie negativer Hinsicht) darüber, wie revolutionäre Bewegungen entstehen und ihre Potentiale entfalten, sind – neben vor allem der Revolution von 1918/19 – Vormärz und 1848er Revolution, als besonders zugespitzte politisch-gesellschaftliche Legitimationskrisen.

Das Ende Januar/Anfang Februar 1848 erschienene „Manifest der Kommunistischen Partei“ brachte die von Anfang an angelegte Krisenhaftigkeit der bürgerlichen Gesellschaft, deren Folgen und die Konsequenzen, die die damalige Linke daraus zu ziehen hatte, mit einer Prägnanz auf den Punkt, die bis heute ihresgleichen sucht. Dieses Manifest des sich zur internationalen Partei formierenden BdK steht denn auch nicht zufällig auch im Zentrum der Quellenedition über den Kommunistischen Bund, als Kulminationspunkt von

dessen Entwicklung, nicht zufällig ungefähr in der Mitte des knapp 1200 Seiten dicken ‚Ziegelsteins‘.

Das Manifest, kurz vor der Februar- und den Märzrevolutionen erschienen, atmete den Geist des Bundes der Kommunisten, in dem Sinne, wie Martin dies in seinem Aufsatz von 1994 angedeutet hat. Allein wenn man sich den Parteibegriff der beiden, also von Marx und Engels, anschaut: Die von vornherein international angelegte Partei der Kommunisten sollte nicht abseits der „bereits konstituierten Arbeiterparteien“ und Arbeiterbewegungen stehen. Sie sollte auch keinen formalen, organisatorischen Führungsanspruch erheben, sondern innerhalb der bestehenden Bewegungen wirken – dort Überzeugungsarbeit leisten und konkret: „sich kritisch zu den aus der revolutionären Überlieferung herrührenden Phrasen und Illusionen verhalten“, „ein möglichst klares Bewusstsein über den feindlichen Gegensatz von Bourgeoisie und Proletariat herausarbeiten“ und „überall jede revolutionäre Bewegung gegen die bestehenden gesellschaftlichen und politischen Zustände“ unterstützen. Dabei (das ist zentral) „heben sie die Eigentumsfrage [...] als Grundfrage der Bewegung hervor“ (Förder 1970, Bd. 1: 701ff.). Das gilt (das ist jetzt meine Feststellung) bis heute – und macht Bewegungen und Volksabstimmungen wie die über „Deutsche Wohnen [bzw. jetzt: Vonovia] & Co. enteignen“ so wichtig.

Das Diktum aus dem Manifest, das selbst 1848 nur einige Monate realisiert werden konnte, dass die kommunistische – heute würde man, um nicht mit dem stalinistischen Leninismus verwechselt werden, sagen: die linkssozialistische – Linke es „verschmäh[t], ihre Ansichten und Absichten zu verheimlichen“, hört sich, wie gesagt, einfacher an, als es ist, allein weil sich Organisationen und Organisationstypen nicht im luftleeren Raum, abseits der historischen Rahmenbedingungen aufbauen lassen – und Repressivität zur Substanz bürgerlicher Staatlichkeit gehört.

Der Bund der Kommunisten und die internationalistische Partei, für die Marx und Engels das Manifest geschrieben haben, haben nur relativ kurze Zeit existiert. Tatsächlich mutet es auch heute wie die Quadratur des Kreises an, zwischen Blanquismus einerseits und – schaut man auf die SPD: seit 1908 bzw. 1918 oder auch auf die Linkspartei und derzeit das BSW – Sozialdemokratisierung, im Sinne von bereitwilliger Systemintegration, andererseits einen gangbaren Weg zu finden.

An diesem Punkt setzt die Arbeit des Historikers an, gleichgültig, ob er Biografien schreibt – die ja immer auch eine Sonde in die Gesellschaft sind – oder sich mit Organisationsgeschichte beschäftigt, mit dem Bund der Kommunisten 1847 bis 1852, der Sozialdemokratie bis 1908 oder 1914, oder auch der Revolution von 1918/19 sowie späteren Epochen. Martin hat in diesem Sinne, allein mit der Quellenedition, Kärnerarbeit geleistet – eine Kärnerarbeit, die keineswegs nur historisch-antiquarisch ist. Er ist, durch seine Beschäftigung mit dem Bund der Kommunisten, auf einem Feld tätig geworden, dessen große Relevanz sich vielleicht überhaupt erst in der nächsten und übernächsten Zukunft herausstellen wird.

Denn die von Olaf Scholz ausgerufenen Zeitenwende könnte und (so hoffe ich jedenfalls:) wird eine ganz andere Richtung nehmen, als die Leute im etablierten Politikbetrieb das ahnen. Dabei werden die Organisationsfragen zentral – und damit auch die Erfahrungen des historischen Bundes der Kommunisten, von seiner Entstehung als Bund der Gerechten an, in neuer Perspektive von fundamentalem Gewicht sein. Martin Hundts Nachlass wird gerade in dieser Hinsicht von eminenter Bedeutung bleiben und, womöglich, an Relevanz sogar noch gewinnen.

Bibliografie

- Förder, Herwig, Martin Hundt, Jefim Kandel, Sofia Lewiowa (1970ff.): *Der Bund der Kommunisten. Dokumente und Materialien*, Bd. 1, 1970; Bd. 2, 1982, Bd. 3, 1984. Berlin: Dietz Verlag.
- Hachtmann, Rüdiger (1997): *Berlin 1848. Eine Politik- und Gesellschaftsgeschichte der Revolution*, Bonn: J.H.W. Dietz Nachf.
- Hachtmann, Rüdiger (2025), Jürgen Hofmann (Hrsg.): *Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen in der Revolution von 1848/49*, Bd. 7, Berlin: trafo Verlag.
- Hundt, Martin (1970): „Louis Kugelmann“. Karl Obermann/Gerhard Becker/Siegfried Schmidt/Peter Schuppan/Rolf Weber (Red.), *Männer der Revolution von 1848*, Bd. 1, Berlin: Akademie-Verlag, 101–122.
- Hundt, Martin (1973): *Wie das Manifest entstand*. Berlin: Dietz Verlag.
- Hundt, Martin (1974): *Louis Kugelmann. Eine Biographie des Arztes und Freundes von Karl Marx und Friedrich Engels*. Berlin: Dietz Verlag.
- Hundt, Martin (1993): *Geschichte des Bundes der Kommunisten. 1836–1852*. Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag (*Philosophie und Geschichte der Wissenschaften. Studien und Quellen*, Bd. 3, hrsg. v. Michael Otte und Hans Jörg Sandkühler).
- Hundt, Martin (1994): „Revolutionsfixiertheit contra Institutionalisierung? Bilanzierung europäischer Arbeiterbewegung und bürgerlicher Gesellschaft des 19. Jahrhunderts“, *Geschichte und Gesellschaft* 20, H. 4, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 497–505.
- Hundt, Martin (2005): „Ludmilla Assing und Karl Marx“. Hamburg: Argument Verlag, 259–268 (*Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge* 2005).
- Hundt, Martin (2012): *Ernst Theodor Echtermeyer (1805–1844). Biographie und Quellenteil mit unveröffentlichten Texten*, Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag (*Forschungen zum Junghegelianismus*, hrsg. v. Konrad Feilchefeldt und Lars Lambrecht).
- Marx, Karl (1974): „Randglossen zum Programm der deutschen Arbeiterpartei“. *Marx-Engels-Werke*, Bd. 19, Berlin: Dietz Verlag, 15–31.

E-Mail-Adresse des Autors: hachtmann@zzf-potsdam.de



Neue Forschungen zu Ferdinand Lassalle in der Revolution von 1848/49 Mit einem Anhang

François Melis

(Berlin)

Veröffentlicht: 31. August 2025

Abstract

This lecture will present new aspects of Ferdinand Lassalle's political activity during the 1848/49 revolution. They are research findings from the edition of the three "Revolution" volumes of MEGA I/7 to I/9. Based on seven identified pieces of correspondence from Lassalle in the "Neue Rheinische Zeitung" three questions will be explored: What prompted Marx, despite reservations within the editorial staff, to document in detail in the newspaper the trial against Lassalle for aiding and abetting the theft of the cash register? How did the collaboration between Marx and Lassalle come about, and for what motives? What evidence is there for Lassalle as the author of the feature article "Le jeune Saedt," which is still attributed to Georg Weerth? This will simultaneously correct errors made by Engels.

Translated with DeepL.com (free version)

Zusammenfassung

In diesem Vortrag werden neue Aspekte des politischen Wirkens von Ferdinand Lassalle in der Revolution von 1848/49 vorgelegt. Sie sind Forschungsergebnisse aus der Arbeit an der Edition der drei „Revolutions“-Bänden der MEGA² I/7 bis I/9. Auf Grundlage von sieben ermittelten Korrespondenzen von Lassalle in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ werden drei Fragen nachgegangen: Was bewog Marx, entgegen Vorbehalte innerhalb der Redaktion, den gegen Lassalle geführten Prozess wegen Beihilfe zum Kassettendiebstahl in der Zeitung ausführlich zu dokumentieren? Wie kam es zur engen Zusammenarbeit von Marx und Lassalle und aus welchen Motiven heraus? Welche Anhaltspunkte gibt es für Lassalle als Autor des Feuilleton-Artikels „Le jeune Saedt“, der bis heute Georg Weerth zugesprochen wird? Damit werden zugleich Irrtümer von Engels korrigiert.

Keywords / Kennwörter

Ferdinand Lassalle, Revolution 1848/49, Marx-Engels research, correspondence, authorship investigation, Georg Weerth, Düsseldorf, local research

Ferdinand Lassalle, Revolution 1848/49, Marx-Engels-Forschung, Korrespondenz, Autorschaftsuntersuchung, Georg Weerth, Düsseldorf, Lokalforschung

Vorbemerkung in Memoriam Martin Hundt

Meine erste Begegnung mit Martin Hundt war 1983. Ich wurde ihm vom bekannten Marx-Engels-Forscher Heinrich Gemkow vorgestellt, da ich mich – heute würde man sagen – als „Nebeneinsteiger“ – für eine Tätigkeit an der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA²) im damaligen Berliner Institut für Marxismus-Leninismus beworben hatte. In dem offen

geführten Gespräch unterbreitete mir Martin den Vorschlag, die Rezeption der Engelsschen Ungarn-Artikel in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ als außerplanmäßige Dissertation zu übernehmen. Er machte mich jedoch darauf aufmerksam, dass es bereits drei Absagen gegeben hätte wegen der recht komplizierten Thematik und der schwierigen Literaturlage. Damals noch recht ahnungslos, entgegnete ich ihm, dass ich mich nicht vor Schwierigkeiten scheue. Also stimmte er zu (Hundt 2012: 7f.). Ich hatte insofern Glück, dass ich in dem damaligen Leiter der Finnisch-ugrischen Bibliothek an der Humboldt-Universität einen verständnisvollen Bibliothekar kennenlernte, der in seiner dortigen Sammlung ein umfangreiches Konvolut deutschsprachiger Zeitungen, Dokumenten und Flugblättern während der 48er Revolution im damaligen Pest besaß. Obwohl Martin in dieser Zeit mit der dreibändigen Dokumentation „Der Bund der Kommunisten“ sowie mit dessen Monografie beschäftigt war, half er mir bei der Bewältigung meines Projekts, das ich 1987 erfolgreich abschließen konnte. Auch später half er mir mit Rat und Tat, wobei wir manchmal in fachlichen Fragen heftig aneinandergerieten – er in seiner ruhigen Art, ich dagegen ziemlich temperamentvoll. Dafür bin ich ihm sehr verbunden.

Zu neuen Aspekten des politischen Wirkens von Ferdinand Lassalle in der 1848/48er Revolution

In zwei der insgesamt drei „Revolutions“-Bänden der Marx-Engels-Gesamtausgabe (im Folgenden: MEGA² I/7–9) mit den Arbeiten von Marx und Engels aus der „Neuen Rheinischen Zeitung“ (im Folgenden: NRhZ) werden sechs polemische Artikel von ihnen zur Verteidigung von Ferdinand Lassalle gegen die staatliche Willkür Preußens ediert. Beide haben jeweils drei Beiträge verfasst (Marx 2020: 389ff.; ders. 2025: 28ff., 39ff; Engels 2025: 398f., 420ff., 433ff.) Das war Veranlassung, sich näher mit Lassalles politisches Wirken in der 48er Revolution zu beschäftigen. Obwohl zahlreiche Publikationen über Lassalle vorliegen (Oncken 1923⁴, Friederici 1985, Bleuel 1982, Hirsch 1981, Kling-Mathey 1989), wird hier vor allem auf den israelischen Sozialhistoriker Shlomo Na’aman Bezug genommen (Na’aman 1970). Seine Darlegung über den genannten Zeitabschnitt einschließlich dessen unmittelbare Folgen umfassen annähernd 80 Seiten. Na’aman konnte u.a. nachweisen, dass Lassalle aus Düsseldorf für die Marxsche Zeitung zwei Korrespondenzen zugesandt hatte (Na’aman 1970: 157).¹ Bei erneuter Durchsicht der Zeitung stellte sich überraschend heraus, dass Lassalle bis zu seiner erneuten Verhaftung am 22. November 1848 fünf weitere Korrespondenzen nach Köln gesandt hatte.² Mehr noch: Aus dem Gefängnis heraus schrieb er den Feuilleton-Beitrag „Le jeune Saedt“, der bisher in der Literaturwissenschaft und in Biografien, so auch bei Na’aman, Georg Weerth zugeschrieben wurde (Na’aman 1970: 141, Vaßen 1976: 31). Von wesentlicher Bedeutung ist jedoch, dass Na’aman herausgearbeitet hat, dass Lassalle vorbehaltlos die „Partei“ der „Neuen Rheinischen Zeitung“ vertrat und entsprechend handelte (Na’aman 1970: 128, Oncken 1923⁴: 88). Lassalles enge Verbindung zur Redaktion und insbesondere zu Marx zeigte sich auch nach der Unterdrückung des Blattes am 19. Mai 1849 durch die preußische Regierung. Um finanzielle Mittel zur Tilgung der zahlreichen Verbindlichkeiten sowie zur Unterstützung von Marx und seiner Familie einzutreiben, unternahm

¹ Es handelt sich um die Korrespondenzen ÷ Düsseldorf. Gestern fand in Hamm bei Düsseldorf ... In: NRhZ. Nr. 146, 18. November 1848. Außerordentliche Beilage. S. 1, Sp. 1 und ÷ Düsseldorf, 17. Nov. (Bewegung. – Proklamation.), ebenda. Nr. 148, 21. November 1848. S. 1, Sp. 1/2.

² Siehe Anhang.

Lassalle in der Rheinprovinz eine Sammelaktion.³ Deshalb entspricht Engels' Aussage gegenüber Paul Lafargue 1880, Lassalle habe „niemals einen Beitrag geliefert mit Ausnahme eines Feuilletons [...] und das wurde noch von der Redaktion vollkommen überarbeitet“, nicht den Tatsachen. Auch die Behauptung: „Niemand haben Marx oder ich mit Lassalle zusammengearbeitet“ ist ein Irrtum (Marx 1966: 443)

Im Folgenden wird auf drei Fragen näher eingegangen, die bisher überhaupt nicht oder kaum durch die Forschung beleuchtet wurden.

Erstens: Was bewog Marx, entgegen Vorbehalte innerhalb der Redaktion, den gegen Lassalle geführten Prozess wegen Beihilfe zum Kassettendiebstahl in der Zeitung ausführlich zu dokumentieren?

Zweitens: Wie kam es zur engen Zusammenarbeit von Marx und Lassalle und aus welchen Motiven heraus? Letztere zeigte sich nicht nur in den Briefen, sondern auch in Lassalles Korrespondenzen für die NRhZ.

Und *drittens:* Als anerkannter Chef-Feuilletonist der Marxschen Zeitung gilt Weerth bis in der Gegenwart als Verfasser des Feuilletonbeitrages „Le jeune Saedt“? Doch stellte sich heraus, dass Lassalle der Autor ist. Welche Anhaltspunkte gibt es für die notwendige Richtigstellung?

I

Zum ersten Anliegen: Nach bisherigen Darlegungen lernten Marx und weitere Redakteure der NRhZ den intelligenten und rhetorisch begabten 23jährigen Lassalle im Sommer 1848 kennen, nachdem dieser am 11. August 1848 im erwähnten Prozess von den Geschworen freigesprochen wurde. Mit seiner siebenstündigen Verteidigungsrede wurde er schlagartig über Deutschland hinaus bekannt (Stein 1999: 32). Doch als „Generalbevollmächtigter“ der Gräfin Sophie von Hatzfeldt im Scheidungsprozess gegen ihren Ehemann Edmund Graf von Hatzfeldt hatte er, wie auch die Gegenpartei, sich nicht gescheut, zu unlauteren Mitteln, wie Bestechung, Diebstahl und Falschaussagen, zuzugreifen (Stein 1999: 27). Selbst im Gerichtssaal soll Lassalle Polizeibeamte für sich beeinflusst, um nicht zu sagen, bestochen zu haben (ebenda).

Es erhebt sich die Frage, ob sich das Zusammentreffen von Marx und Lassalle zeitlich genauer eingrenzen lässt, als die bisherige Angabe in der Literatur mit „Sommer 1848“? Friederici grenzte ihr persönliches Kennenlernen bereits auf August 1848 ein, jedoch ohne nähere Begründung (Friederici 1985: 34). Nachdem Lassalle am 11. August den Gerichtssaal als freier Mann verließ, veröffentlichte die NRhZ einen Protestbrief von ihm, nachdem die „Kölnische Zeitung“ sich geweigert hatte, ihn zu veröffentlichen. Darin hatte er sich gegen das zahlreiche „verfälschte, ein kaum wiederzuerkennendes Bild“ der Gerichtsverhandlung

³ Marx, der darauf bedacht war, dass bei den finanziellen Bemühungen „Discretion“ gewahrt wurde. Das führte zeitweise zur Verstimmung zwischen ihm und Lassalle (siehe Ferdinand Lassalle an Marx, 30. Juli 1849, Marx 1981: 374/375). Bereits im Herbst 1848, als die Zeitung während des Belagerungszustandes durch die Festungskommandantur suspendiert, d.h. in der Tat verboten wurde, und danach die kritische Situation entstand, „das Bestehen oder Nichtbestehen derselben“ wegen Geldmangel aufzugeben, unternahm Lassalle in Düsseldorf Anstrengungen, Darlehensscheine für die Zeitung unterzubringen. Er stieß jedoch bei den meisten demokratisch gesinnten Bürgern auf Misstrauen, Angst oder Ablehnung (Mayer 1923: 3/4). Dennoch gelang es Lassalle, diese an den Mann zu bringen, da Marx am 13. November ihm bat, das Geld dafür seiner Frau zu übermitteln (er rechnete damit, verhaftet zu werden). (Siehe Marx an Ferdinand Lassalle, 13. November 1848, in: MEGA² III/2, S. 168.)

durch das Blatt Joseph DuMonts verwahrt. Deshalb wandte sich Lassalle wahrscheinlich bereits am 15. August, also vier Tage nach seiner Freilassung, brieflich an Marx. Da aber die Ausgabe der NRhZ vom 16. August ausfiel, – die Setzer hatten anlässlich der sechsten Säkularfeier der Grundsteinlegung des Kölner Doms „die deutsche Einheit gehuldigt“, so wörtlich die Entschuldigung der Redaktion⁴ – konnte erst am folgenden Tag Lassalles Brief veröffentlicht werden. Unterhalb des Briefes bemerkte die Redaktion, möglicherweise von Marx: „Wie Herr Lassalle uns schreibt, hat die Kölnische Zeitung sich geweigert, den obigen Brief aufzunehmen. Wir glauben also um so mehr verpflichtet zu sein, ihn in unserm Blatt zu veröffentlichen.“⁵ Die Diktion dieser Anmerkung weist darauf, dass wahrscheinlich bereits zu diesem Zeitpunkt ein Zusammentreffen stattfand. Unterstützt wird diese Annahme durch zwei weitere Anhaltspunkte, in denen sowohl das Interesse an Lassalle als auch die Parteinahme für ihn zum Ausdruck kamen: Zum einen erschien bereits zehn Tage zuvor, am 6. August, wörtlich die Anklageschrift gegen Lassalle in der NRhZ. In derselben Ausgabe begann das Blatt auch mit dem Nachdruck der Gerichtsverhandlung, für den Heinrich Bürgers als Redakteur der Zeitung verantwortlich zeichnete⁶ und im Stil eines Protokolls anfertigte.⁷ Selbst die Beifallsbekundungen der Zuschauer wurden vermerkt. Ihre Veröffentlichung mit

⁴ Siehe NRhZ, Nr. 77 & 78, 17. August 1848. S. 1.

⁵ Ferdinand Lassalle: An die Redaktion der Kölnischen Zeitung. Ebenda. Nr. 77 & 78, 17. August 1848. Beilage. S. 2, Sp. 2. Unterhalb der redaktionellen Anmerkung veröffentlichte die NRhZ eine weitere Notiz von Lassalle „Zur Warnung“ an die Adresse von Karl Grün. Darin warf er zu Unrecht diesem vor, Briefe von ihm an die „Agenten des Grafen von Hatzfeldt“ ausgeliefert zu haben.“ Ebenda.

⁶ Na’aman hat erstmals diesen Autorschaftshinweis gegeben, doch ohne Begründung (Na’aman 1970: 137, 144). Für Bürgers’ Autorschaft bildet seine „Erklärung.“ gegen die „Kölnische Zeitung“ in der NRhZ vom 26. August 1848 den entscheidenden Anhaltspunkt. Darin erklärte er, dass er darauf verzichte, auf die von der „Kölnischen Zeitung ungetreu und wesentlich unvollständig“ wiedergegebene „Nachzeichnung“ Lassalles Prozess einzugehen. Er befürchtete, dass sonst seine Erklärung unter „Vermischte Nachrichten“ untergehe. (NRhZ. Nr. 86, 26. August 1848. S. 4, Sp. 3.) Dabei bezog er sich wahrscheinlich auf die „vollkommen *verfälschte*“ Darlegung der „Kölnischen Zeitung“ über die Zeugenaussage eines gewissen Leutnants von Lilljeström. Der Protest erschien unter der Rubrik „Vermischte Nachrichten“. (Kölnische Zeitung. Nr. 236, 24. August 1848. Erste Beilage. S. 2). Bürgers’ Autorschaft wird dadurch unterstrichen, dass er Anfang Mai 1849 ebenfalls als Korrespondent der Zeitung über die Gerichtsverhandlung gegen Lassalle und Peter Weyer, berichtet hat (Melis 2003: 162).

⁷ Siehe Kriminal-Prozedur gegen Ferdinand Lassalle wegen Verleitung zum Diebstahl. In: NRhZ. Nr. 67, 6. August 1848. 2. Beilage. S. 2, Sp. 1–3. Weitere Veröffentlichung in Nr. 69–73, 79, 81, 83–85 vom 8.–12., 18., 20., 23.–25. August 1849; danach bricht die Berichterstattung ab. Eine mögliche Begründung gibt Na’aman 1970: 144. Gustav Mayers Hinweis, Engels habe wiederholt Eduard Bernstein erzählt, dass die Redaktion geflissentlich so wenig als möglich von den Hatzfeldtschen Prozessen Notiz nahm, entspricht somit nicht den Tatsachen (Mayer 1922: 3). Die NRhZ veröffentlichte Mitte Januar 1849 weiterhin einen Brief von Lassalle an den Düsseldorfer Instruktionsrichter Ebermaier vom 11. Dezember 1848, der zweieinhalb Spalten der Zeitung einnahm (siehe * Köln, 13. Januar. Beifolgendes Memoire Lassalle’s ... In: NRhZ. Nr. 195, 14. Januar 1849. Zweite Ausgabe. S. 1, Sp. 1–3). Diesem Abdruck in der Zeitung ging Lassalles Brief an den genannten Untersuchungsrichter vom 8. Januar voraus, in dem er betonte, dass dieser keinerlei Recht habe, eine Zensur auszuüben. (Mayer 1923: 6/7).

insgesamt elf Folgen übertraf beispielsweise annähernd das Sechsfache von den abgedruckten Verteidigungsreden von Marx und Engels am 7. Februar 1849 im Presseprozess gegen die Zeitung. Zum anderen informierte das Blatt am 11. August über Lassalles Freisprechung noch am selben Tag in den Abendstunden als „Nachtrag“: „* Köln, 11. August 7½ Uhr Abends. Wir freuen uns, unsern Lesern die soeben erfolgte *Freisprechung des Herrn Lassalle* mittheilen zu können. [...] Das zahlreich versammelte Publikum nahm diese Nachricht mit stürmischem Jubel auf.“⁸

Allerdings führte der zwielichtige Ruf, der Lassalle seit dem Kassettendiebstahl in der Öffentlichkeit anhaftete, bei einigen Redakteuren der NRhZ zu Bedenken. Er würde, wie Mayer, ohne Namen zu nennen, schrieb, die Zeitung lediglich im Dienste privater Händel ausnutzen wollen (Mayer 1923: 3) Ihr Misstrauen gegen Lassalle war zweifellos berechtigt, hatte dieser u.a. Heinrich Heine⁹ und Karl Grün¹⁰ publizistisch in diese Affäre einspannen wollen, jedoch ohne Erfolg.

Lassalle selbst begründete ausführlich seinen Einsatz für die Gräfin gegen ihren rabiaten Vetter, dem Grafen Edmund von Hatzfeldt, in dem er ihre Scheidungsaffäre als revolutionären und gesellschaftlichen Kampf begründete: „*Unsere Sache, Ihre Sache, meine Sache, die Sache unsrer aller, die wir denken und frei fühlen, wird hier verhandelt! Darum ist es unsre Pflicht, zu Hilfe zu eilen, darum fühle ich es als eine Pflicht, eine Parteipflicht, für das bedrängte Banner zu streiten, solange ich ein Glied noch regen kann.*“ (Mayer 1921: 270). Obwohl emphatisch verfasst, war Lassalle von seinem Vorgehen überzeugt und hat für viele Jahre seine Forschungen über den griechischen Philosophen Heraklit zur Seite gelegt.

Ob Marx ähnlich so dachte, lässt sich nicht eindeutig nachvollziehen. Es lassen sich aber vielfach Beispiele anführen, dass er in seinem Blatt nicht nur Demokraten verteidigte, sondern auch liberal gesinnte Vertreter, wie den Direktor des Oberlandesgerichts Münster Jodocus Temme,¹¹ und selbst persönliche politische Gegner, wie Andreas Gottschalk (Marx

⁸ Siehe Kriminal-Prozedur gegen Ferdinand Lassalle wegen Verleitung zum Diebstahl (NRhZ. Nr. 67, 6. August 1848. 2. Beilage. S. 2, Sp. 1–3). Weitere Veröffentlichung in Nr. 69–73, 79,81, 83–85 vom 8.–12., 18., 20., 23.–25. August 1849; danach bricht die Berichterstattung ab. Eine mögliche Begründung gibt Na’aman (1970: 144). Gustav Mayers Hinweis, Engels habe wiederholt Eduard Bernstein erzählt, dass die Redaktion geflissentlich so wenig als möglich von den Hatzfeldtschen Prozessen Notiz nahm, entspricht somit nicht den Tatsachen (Mayer 1922: 3). Die NRhZ veröffentlichte Mitte Januar 1849 weiterhin einen Brief von Lassalle an den Düsseldorfer Instruktionsrichter Ebermaier vom 11. Dezember 1848, der zweieinhalb Spalten in der Zeitung einnahm (siehe * Köln, 13. Januar. Beifolgendes Memoire Lassalle’s ... NRhZ. Nr. 195, 14. Januar 1849. Zweite Ausgabe. S. 1, Sp. 1–3). Diesem Abdruck in der Zeitung ging Lassalles Brief an den genannten Untersuchungsrichter vom 8. Januar voraus, in dem er betonte, dass dieser keinerlei Recht habe, eine Zensur auszuüben (Mayer 1923: 6/7).

⁹ Hierzu der Brief Heines an Lassalle vom 7. März 1846 über dessen Absage, die Gräfin Hatzfeldt publizistisch zu unterstützen (Na’aman 1970: 75/76).

¹⁰ Zu Grüns Widerruf, eine Broschüre gegen den Grafen Edmund von Hatzfeldt zu veröffentlichen, siehe Na’aman (1970: 99).

¹¹ Da Temme als Mitglieder der Berliner Nationalversammlung am 15. November 1848 zum Steuerboykott gegen die preußische Staatsstreichpolitik aufgerufen hatte, setzte sich Marx in einem Leitartikel für ihn ein, nachdem dieser staatlichen Willkürmaßnahmen unterworfen worden war. (Marx 2020: 254–260 und 933–936). Temme bedankte sich im Februar 1849 bei Marx nach seiner Haft dafür, „durch die Besprechung meiner

2020: 243–251). Deshalb setzte er sich über die Bedenken seiner Mitarbeiter hinweg und ließ die Gerichtsverhandlung minutiös veröffentlichen.

Wesentlicher dürfte für Marx' Bemühungen für Lassalle im Zusammenhang mit der Gräfin von Hatzfeldt stehen: Spätestens 1847 lernte er sie persönlich kennen und war von ihr beeindruckt. In einem Brief vom 26. Oktober 1847 teilte Marx aus Brüssel an Georg Herwegh in Paris mit: „Die Gräfin Hatzfeldt hatte mich [...] gebeten, einige Worte an Dich zu Ihrer Empfehlung zu schreiben. Ich glaube, daß Du Ihre Bekanntschaft jetzt schon gemacht haben wirst. Die Frau hat für eine *Deutsche* viel Energie entwickelt in dem Duell mit ihrem Mann.“ (Marx 1979: 116). Genau zu diesem Zeitpunkt, als Marx den Brief schrieb, fuhr die Gräfin zusammen mit ihrer „Kammerjungfer“ Susanne Majunke über Brüssel nach Paris und stieg in einem Hotel ab, später bezog sie ein Privatquartier.¹² Auf Grund fehlender Quellen lässt sich nicht sagen, wann und wo das Treffen beider stattfand. Hinzu kommt, dass er sie in den beiden Revolutionsjahren als eine unabhängige, politisch engagierte Frau kennengelernt hat. Noch Anfang der 1860er Jahre urteilte Marx, sie würde an politischem Verstand Lassalle übertreffen.¹³

In verschiedenen Publikationen wird darauf verwiesen, dass die Gräfin Hatzfeldt und ihr Sohn Paul die Verbindung zwischen der Redaktion und Lassalle hergestellt haben, allerdings ohne eine Quelle anzuführen (Kling-Mathey 1989: 137). Doch könnte auch Heinrich Bürgers diesen Kontakt vermittelt haben, da er spätestens seit März 1848 Lassalle kannte. Dieser unterbreitete Bürgers den Vorschlag, als Hauslehrer für den jungen Grafen Paul Hatzfeldt tätig zu werden, um ihn auf das Universitätsstudium vorzubereiten. Bürgers stimmte dem zu.¹⁴ Spätestens am 13. August 1848 trafen Marx, Engels, Karl Schapper und Wilhelm Wolff den Grafen Paul als Delegierten auf dem Rheinischen Demokratenkongress. Trotz seines jungen Alters von 16 Jahren war er aktiv im demokratischen Volksklub Düsseldorf tätig und

Angelegenheit in Ihrer Zeitung so wesentlich mir und besonders auch der allgemeinen guten Sache“ genutzt zu haben. (Marx 1981: 247/248).

¹² Siehe Kriminal-Prozedur gegen Lassalle (NRhZ. Nr. 85, 25. August 1848. Beilage. S. 2, Sp. 2–3).

¹³ Marx an Engels in Manchester, 19. Juni 1861 (MEGA² III/11: 507): „Ich werde mir die [Sophie von Hatzfeldt] als Privatcorrespondent halten in Berlin, da sie ungleich mehr politischen Verstand [...] hat als ‚der das systematische Princip seines Gehns in sich selbst tragende Schritt‘. (Lassalle. Bd. II, p. 545).“

¹⁴ So Bürgers' Aussage als Zeuge im Kriminalprozess gegen Lassalle (Nachmittags-Sitzung vom 9. August. In: Kölnische Zeitung. Nr. 228, 15. August 1848. S. 3, Sp. 3). Es scheint, dass er zeitweise diese Tätigkeit unterbrach, da er am 1. Juni in die Redaktion der Marx-schen Zeitung eintrat. Bereits in der ersten Nummer der Zeitung schrieb er den Artikel „Die demokratische Partei“, den Marx allerdings zur Hälfte redigierte (Marx 2016: 795/796). Den Unterricht mit Paul von Hatzfeldt nahm Bürgers dann im Januar 1849 wieder auf. (Melis 2003: 170/171). Auch seine Schwester Anna Maria, genannt Lena, war bei der Gräfin Hatzfeldt Mitte 1849 als Gesellschafterin tätig (ebenda: 141). Sie war auch Lassalles Jugendliebe, von dem sie wahrscheinlich ein Kind bekam (Na'man 1970: 791). Die enge Verbindung der Geschwister blieb auch weiter bestehen. U. a. während Bürgers' Haft 1849 im Düsseldorfer Gefängnis besuchte Lena ihn. Vor seinem Ableben 1878 in Berlin hat sie ihn aufopferungsvoll betreut (Melis 2003: 141). So ist nicht ausgeschlossen, dass Bürgers schon zu einem früheren Zeitpunkt die Bekanntschaft von Lassalle machte.

bekleidete das Amt des Kassierers.¹⁵ Da der Kongress in Köln stattfand, kann angenommen werden, dass Marx auch in diesem zeitlichen Umfeld Lassalle persönlich kennengelernt hat.

Festzuhalten ist, dass es nach Aussagen von Eduard Bernstein zwischen Marx und Lassalle zu einer näheren Verbindung kam und sie „mündlich und schriftlich“ miteinander verkehrten. Dass ein „freundschaftlicher persönlicher Verkehr“ sich zwischen beiden herausgebildet hat (Bernstein 1892: 24), so Bernstein weiter, bestätigen auch die erhalten gebliebenen Briefe von Marx und Lassalle Ende 1848 und im Frühjahr 1849, in denen u.a. die Anrede mit „Du“ und die Abschlussformel „Dein Marx“ bzw. seitens Lassalle „Dein wohl affektionierter [herzlich ergebener] Cousin“ gehörte (Marx 1979: 168; Marx 1981: 315). Dagegen war Engels' Beziehung zu Lassalle distanzierter (Na'aman 1970: 137). Dennoch hat er unmittelbar im Vorfeld des 49er Mai-Prozesses in drei Artikeln für Lassalle eine publizistische Lanze gebrochen.¹⁶

II

Zum zweiten Problemkreis: die Zusammenarbeit zwischen Marx und Lassalle. Sie wird zum einen in der regen Korrespondenztätigkeit von Lassalle für die NRhZ sichtbar als auch in ihrer politischen Zusammenarbeit während der Steuerverweigerungskampagne im Spätherbst 1848. Diese war zugleich Höhepunkt von Lassalles Tätigkeit in der Revolution (Na'aman 1970: 137).

Wie bereits angedeutet, ließen sich mit hoher Wahrscheinlichkeit sieben Korrespondenzen von Lassalle ermitteln, die entsprechend der damaligen Zeit alle anonym erschienen sind. Die Redaktion hatte sie mit dem Signum „±“ und der Ortsangabe „Düsseldorf“ versehen (siehe Anhang). Anzahl und Umfang dieser Beiträge lassen nicht zu, hier deren Inhalt im Einzelnen zu referieren.

Zwei spektakuläre Ereignisse, die Lassalle in seinen Korrespondenzen vorgebracht hat, sollen beispielgebend angeführt werden, die zugleich die enge publizistische Zusammenarbeit von ihm mit Marx kennzeichnen.

Am 17. Oktober 1848 bewarfen ein Unteroffizier und Soldaten der Düsseldorfer Garnison während einer Volksversammlung des Vereins für demokratisch Monarchie¹⁷ die Fenster des Vereinshauses in der Bolkerstraße mit Steinen und misshandelten Bürger. Zusammen mit einer Deputation des Vereins führte Lassalle Beschwerde über diesen Exzess beim

¹⁵ Sein politisches Wirken zeigte sich auch im Düsseldorfer Maiaufstand 1849. Dafür wurde er von den Militärbehörden aus der Stadt verwiesen. Als er am 23. Mai 1849 von Köln aus, wo er Unterstützung für seine im Kölner Frauengefängnis sitzenden Mutter erhoffte, heimlich nach Düsseldorf zurückfuhr, wurde er auf dem Bahnhof erkannt und sofort verhaftet. Siehe Lassalle an Paul Graf Hatzfeldt, Freitag abend [Düsseldorf, aus dem Gefängnis] 25. Mai 1849 und [29.] 5. 1849 und Ende Mai oder Anfang Juni 1849 (Ferdinand Lassalle: *Nachgelassene Briefe und Schriften*. Hrsg. v. Gustav Mayer, 6. Bd. Stuttgart, Berlin 1921–1925. Bd. 2: *Lassalles Briefwechsel von der Revolution bis zum Beginn seiner Arbeiteragitation*. 1. Aufl. 1922: 8–15.)

¹⁶ Siehe Anmerkung 2.

¹⁷ Der Verein für demokratische Monarchie, dem fast 2000 Mitglieder angehörten, wurde im April 1848 gegründet und setzte sich als Ziel die Volkssouveränität in Gestalt der konstitutionellen Monarchie. Ebenfalls im Frühjahr bildete sich in Düsseldorf der Volksklub, der eine republikanische Staatsform favorisierte und mit der Losung der „sozialen Demokratie“ die Rechte des besitzlosen Standes vertrat. Nach seinem Freispruch am 11. August wurde Lassalle in dessen Vorstand gewählt. In dieser Zeit gehörte er auch der Düsseldorfer Bürgerwehr an.

Düsseldorfer Standortkommandanten Generalleutnant Otto von Drigalski. Dabei kam es zu einem Schlagabtausch, den der General als Hausfriedensbruch auslegte.

Wahrscheinlich noch am selben Abend, spätestens am folgenden Morgen, entwarf Lassalle über den Vorfall eine Korrespondenz, die am 20. November im Blatt von Marx erschien.¹⁸ Spöttisch und offensichtlich bewusst überzogen bezeichnete er darin Drigalski aufgrund seines wütenden und lautstarken Auftretens als einen „Auerhahn“. Der General würde sich mit seiner „donnernden Stimme“ zu einem „ohrenzerreißenden Gebrülle“, wobei er „kirschbraun“ anlief, hinreißen lassen. Abschließend resümierte Lassalle den Vorfall, sich an die Leser wendend: „Ich kann Sie versichern, daß wir über die Exzesse des Herrn Drigalsky bei weitem mehr entrüstet waren als über die Soldaten.“ Einen Tag später erschien Lassalles Beitrag auch in der „Düsseldorfer Zeitung“, jedoch als „Erklärung“.¹⁹ Dieser ist umfassender als der im Marx-Blatt, da er wahrscheinlich vom Chefredakteur redigiert wurde.

In seiner Ehre durch die Zeitungsbeiträge bloßgestellt, schaltete Drigalski die Düsseldorfer Staatsanwaltschaft ein. Der Suche nach dem „Übeltäter“ zuvorzukommen, stellte sich Lassalle freiwillig dem stellvertretenden Oberstaatsanwalt Gustav von Ammon, indem er sich in einem Brief am 23. Oktober als Verfasser zu erkennen gab.

Dass sich hinter dieser Korrespondenz in der Tat Lassalle verbarg einschließlich der juristischen Folgen, ist einem Glücksumstand zu verdanken. Der Historiker Heinz Zumfeld fand 1983 zufällig Gerichts- und Prozessakten aus dem Revolutionsjahr 1848 (Zumfeld 1985: 13–30). Außer der kompletten Prozessakte zu Ferdinand Freiligrath im Zusammenhang mit seinem Gedicht „Die Toten an die Lebenden“ befanden sich darunter u.a. das 12seitige Manuskript der Korrespondenz und ein von Marx unterschriebenes Vernehmungsprotokoll vor dem Instruktionsrichter Franz Joseph Kratz in Köln vom 21. Dezember 1848. Marx sollte aufgrund Lassalles Korrespondenz wegen „Betheiligung an der Verläumdung des Generals von Drigalsky“ angeklagt werden (ebenda: 18). Ob Drigalski sich auch für einen anderen Artikel von Marx rächen wollte, muss dahingestellt bleiben. Bereits die Überschrift seines Artikels vom 26. November „Drigalski der Gesetzgeber, Bürger und Kommunist“, aber noch mehr ihr Inhalt, war mit beißendem Spott gespickt (Marx 2020: 140). Marx nahm Bezug auf eine Anzeige in der „Düsseldorfer Zeitung“ vom 23. November, in der Drigalski erklärte, dass er „als Gott und meinem Könige treu ergebener Communist“ eine jährliche Summe von 1000 Talern der Armenkasse der Stadt Düsseldorf spende. Abschließend rief er den Düsseldorfern zu: „Mitbürger! Nehmt ein Beispiel daran und seid Kommunist im edlen Sinn und bald wird hier wie überall Ruhe, Frieden und Vertrauen sein.“ Die Anzeige unterschrieb er mit „Bürger v. Drigalski.“²⁰ Dieser Ausspruch kursierte dann in vielen demokratischen Zeitungen der Rheinprovinz und darüber hinaus, zum Teil im Anflug von Ironie.²¹ Marx hat den

¹⁸ [Ferdinand Lassalle]: ÷ Düsseldorf, 17. Okt. (Militairisches.) (NRhZ. Nr. 121, 20. Oktober 1848. S. 4, Sp. 1–3).

¹⁹ Siehe [ders.]: Erklärung (Düsseldorfer Zeitung. Nr. 282, 21. Oktober 1848. Beilage. S. 1/2).

²⁰ [Anzeige.] (Düsseldorfer Zeitung. Nr. 311, 24. November 1848. S. 4). Um den Lesern besser den Zusammenhang zum Titel und zum Inhalt aufzuzeigen, veröffentlichte die Redaktion, wahrscheinlich von Marx angeregt, unterhalb seines Artikels wörtlich Drigalskis Anzeige aus der „Düsseldorfer Zeitung“ (siehe: Als Gott und meinem Könige ... In: NRhZ. Nr. 153, 26. November 1848. S. 3, Sp. 2).

²¹ Siehe u.a. Dresdner Zeitung. Nr. 71, 22. Dezember 1848. S. 502; Wochenblatt für den Königlich-Bayerischen Gerichtsbezirk Zweibrücken. Nr. 146, 5. Dezember 1848; Neue Passauer Zeitung. Nr. 331, 29. November 1848. S. 1392.

Begriff „Bürger und Kommunist“ als Bonmot gegen Drigalski in seinen späteren Artikeln erneut benutzt (Marx 2020: 252; ders. 2025: 93/94).

Die Zusammenarbeit zwischen Marx und Lassalle intensivierte sich dann in den nächsten Wochen und Monaten. Vorausgegangen war die im November 1848 sich zuspitzende politische Situation in Preußen, die die Steuerverweigerungskampagne im Spätherbst 1848 auslöste. Nach der blutigen Niederschlagung des Wiener Oktoberaufstandes ging der preußische König Friedrich Wilhelm IV., gestützt auf das Militär, gegen die Berliner Nationalversammlung vor. Sie hatte mehrheitlich gegen die Berufung Friedrich Wilhelm Graf von Brandenburg zum Ministerpräsidenten gestimmt. Deshalb verfügte der König am 9. November die Verlegung und Vertagung der Nationalversammlung nach Brandenburg. Als Reaktion darauf fasste die in Berlin verbliebene Mehrheit der Abgeordneten, bereits unter Belagerungszustand und Kriegsrecht, am 15. November den Steuerverweigerungsbeschluss (Hachtmann 1997: 746–757). Dieser löste in Preußen eine breite politische Bewegung von den Demokraten bis weit in das liberale Lager aus.

Schon vor dem Beschluss der Berliner Nationalversammlung erließen Marx und der Kölner Rechtsanwalt Karl Schneider II am 14. November 1848 im Namen des Rheinischen Kreisausschusses der Demokraten einen Aufruf, sofort die Vereine zusammenzurufen. Sie sollten Volksversammlungen organisieren, um die gesamte Bevölkerung zur Steuerverweigerung aufzurufen, „als dem zweckmäßigsten Mittel“, den „Gewalthandlungen des Gouvernements entgegenzutreten“ (Marx 2020: 85). Schon einen Tag zuvor schrieb Marx im Auftrag des rheinischen demokratischen Provinzialausschusses, offensichtlich in Eile,²² an Lassalle in Düsseldorf: „Beschließt in eurem demokratisch-monarchischen Clubb: 1) *Allgemeine Steuer- verweigerung* – speziell auf dem Lande zu propagiren; 2) Freischaaren nach Berlin; 3) Geldsendungen an den demokratischen Centralausschuß in Berlin.“ (Marx 1979: 168).

Lassalle reagiert unverzüglich auf Marx' Aufforderung. Während er am 14. November in der Versammlung des Volksklubs sprach, wurde ihm dessen Brief zugereicht. Nachdem er ihn überflogen hatte, stellte er den Antrag, Freischaren in Düsseldorf zu bilden. Es würden dafür Listen ausgelegt, in denen sich Freiwillige eintragen sollten.²³ Damit korrigierte Lassalle seine drei Tage zuvor vertretene Ansicht, von der Bildung von Freischaren abzusehen. Er wurde in eine Kommission zur Beschaffung von Waffen und Munition gewählt. Der Düsseldorfer Gemeinderat erklärte sich bereit, dieser Kommission dafür Geldmittel zur Verfügung zu stellen.²⁴ Einen Tag später, am 15. November, sprach Lassalle in einer weiteren

²² Im selben Brief informierte Marx, dass er für den kommenden Tag eine Vorladung vor dem Kölner Instruktionsrichter erhalten habe und man allgemein glaube, dass er dabei verhaftet werden würde. Karl Marx: Erscheinungsbefehl für Karl Marx (Marx 2025: 83 und 774). Grund der Vorladung war der Abdruck eines Aufrufs des süddeutschen Republikaners Friedrich Hecker in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ vom 14. Oktober 1848, der eine gerichtliche Untersuchung durch den Kölner Staatsanwalt Julius Hecker zur Folge hatte (siehe Karl Marx: Der Staatsprokurator „Hecker“ und die „Neue Rheinische Zeitung“ (Marx 2020: 47–51). Die Verhaftung erfolgte nicht. Eine vor dem Appellhof (Kölner Verwaltungsgerichtshof) „ansehnliche Volksmasse“, die ihre Teilnahme bekundete und das Resultat des Verhörs abwartete, empfing Marx bei seinem Wiedererscheinen mit „lauten Beifallsbezeugungen“ (siehe NRhZ. Nr. 143, 15. November 1848. S. 1).

²³ Bei Lassalles Verhaftung am 22. November wurden vier Listen mit 93 Namen beschlagnahmt, die erhalten geblieben sind (Boberach 1976: 515, Anm. 14).

²⁴ Am 11. November 1848 fand in der Düsseldorfer „Bockhalle“ – ein Restaurant mit Saal und Garten in der Poststraße 11–12 – eine Versammlung des Volksklub statt, in der

zahlreich besuchten Volksversammlung in Hamm bei Düsseldorf, auf der er ebenfalls die Beschlüsse des Rheinischen Kreisausschusses, darunter die Eröffnung von Subskriptionen für den Demokratischen Zentralausschuss in Berlin, propagierte. Über diese Versammlung sowie über weitere Aktivitäten der Demokraten in der Bürgerwehr berichtete Lassalle wiederum in einer Korrespondenz für die NRhZ.²⁵ Am 17. November folgte ein weiterer Bericht von ihm, in dem er die revolutionäre Tätigkeit der Düsseldorfer Bürgerwehr vorbrachte und insbesondere das Wirken von Lorenz Cantador. Dieser war bereits am Vortag unter dem „stürmischen Jubel der Bevölkerung [...] für die Tage der Gefahr“ zum provisorischen Chef ernannt worden. Durch die Wahl dieses Mannes, „von seltener Entschiedenheit und der erprobtesten Tüchtigkeit“ habe die Bürgerwehr mehr als durch alle Adressen an den Tag gelegt, welche Haltung sie einschlagen wolle.²⁶ Tags darauf, am 18. November, schrieb Lassalle in einer zwei Spalten umfassenden Korrespondenz aus Düsseldorf: „Hier herrscht eine so unendlich rege Thätigkeit, daß ich Ihnen unmöglich Alles berichten kann“ und deshalb „nur kurz das Hauptsächlichste“. Bereits der Titel zu dem Bericht deutete das vielseitige Wirken der Demokraten an: „Volksbewegung. – Proklamationen. – Rede der Chefs der Bürgerwehr.“²⁷ Der Druck der Straße war so stark, dass beispielsweise die Behörde des Rechnungswesens den Forderungen des „Präsidiums der permanenten Volksversammlung“ nachkommen wolle, weder Schlacht- noch Mahlsteuer erheben zu lassen. Der zuständige Steuerrendant erklärte ferner, dass er die vorhandenen und noch eingehenden Barbestände seiner Kasse keiner höheren Behörde freiwillig abliefern werde. Die Bürgerwehr kontrollierte auf dem Postamt, ob in der Tat die Regierung keine Steuergelder nach Berlin sandte.²⁸

Lassalles Korrespondenz vom 19. November sollte allerdings seine letzte sein. Der Regierungspräsident Adolph von Spiegel-Borlinghausen nahm die erwähnte Kontrolle der Post durch die Bürgerwehr zum Anlass, um am 22. November den Belagerungszustand über

Lassalle den Vorsitz führte. Aufgrund der Ereignisse in Berlin tagte der Klub nunmehr in Permanenz, die bis zum 15. November andauerte. Eine von Lassalle entworfene Adresse an die preußische Nationalversammlung wurde einstimmig angenommen. Darin erklärten die Versammelten abschließend: „Auf Ihren Aufruf, auf einen Wink von Ihnen wird sich im ganzen Rheinlande der Landsturm erheben und nach Berlin eilen, um dort für die Freiheit zu siegen oder sich für sie in Stücke hauen zu lassen.“ (* Düsseldorf, vom 12. Nov. (Adresse der Volksversammlung, Düsseldorf Zeitung Nr. 303, 15. November 1848. S. 4, Sp. 2/3; Dowe [1970]: 209). Doch der Vorschlag in der Diskussion, Freischarren zur Unterstützung der Nationalversammlung aufzustellen, lehnte er ab (Hundt 1974: 53/54).

²⁵ [Ferdinand Lassalle]: ÷ Düsseldorf, 16. Nov. Gestern fand in Hamm ... (NRhZ. Nr. 146, 18. November 1848. Außerordentliche Beilage. S. 1, Sp. 1). Für Lassalles Korrespondenz spricht, dass, neben Ortsangabe und Signum, in ihr über die Beschlüsse der Volksversammlung in Hamm berichtet wird, die inhaltlich übereinstimmen mit Marx' Brief vom 13. November 1848 und dem genannten Aufruf des Rheinischen Kreisausschusses. (Zu Lassalles Auftreten in Hamm siehe Dowe 1979: 210).

²⁶ [Ferdinand Lassalle]: ÷ Düsseldorf, 17. Nov. (Bewegung. – Proklamation. (NRhZ. Nr. 148, 21. November 1848. S. 1, Sp. 1/2).

²⁷ [Ders.]: ÷ Düsseldorf, 19. Nov. (Volksbewegung. – Proklamationen. – Rede der Chefs der Bürgerwehr.) (NRhZ. Nr. 149, 22. November 1849. S. 1/2).

²⁸ So ein anonymes Korrespondent aus dieser Stadt. Siehe ÷ Düsseldorf, 24. November (Die Düsseldorfer Vorfälle.) (NRhZ. Nr. 152, 25. November 1848. S. 1, Sp. 1). Zu diesem Zeitpunkt war Lassalle bereits von den Militärbehörden (22. November 1848) verhaftet worden.

Düsseldorf und Umgebung zu verhängen. Damit war die vollziehende Gewalt in die Hände der Militärs übergegangen. Noch am Nachmittag desselben Tages wurde Lassalle auf dem Rathaus verhaftet,²⁹ am 9. Dezember der Bürgerwehr-Chef Cantador und der Arbeiter Peter Wilhelm Weyers vom Volksklub. Die Tätigkeit aller politischen und sozialen Vereine wurde untersagt, das Versammlungsrecht stark beschnitten und die Bürgerwehr aufgelöst.³⁰

Marx' publizistisches und Lassalles öffentliches Auftreten zur Steuerverweigerung rief die Staatsanwaltschaft auf den Plan. Gegen Marx, Schneider II und Karl Schapper, der den zweiten Aufruf des Rheinischen Kreisausschusses zur Steuerverweigerung vom 18. November mitunterzeichnet hatte, wurden gerichtliche Untersuchungen eingeleitet. Am 8. Februar 1849 mussten sie sich vor dem Kölner Geschworenengericht wegen „Aufreizung zur Rebellion“ verantworten. Die Verhandlung endete für sie mit Freisprüchen. (Marx 2020: 386).

Für Lassalle hatte sein Engagement fatalere Folgen. Kaum mehr als drei Monate in Freiheit, saß er jetzt erneut bis Anfang Juli 1849 in Haft. Gegen ihn erhob die Staatsanwaltschaft Anklage wegen Aufforderung zum gewaltsamen Widerstand gegen die königliche Gewalt. Die Untersuchung wurde bewusst bis 3. Mai 1849 verschleppt, um ihn als eine charismatische Führungspersönlichkeit in der Revolution auszuschalten. Nach zwei Verhandlungstagen entschieden die Geschworenen für ihn und Weyer auf Freispruch. Doch kam Lassalle sofort wieder in Haft, da er nunmehr wegen Widerstands gegen Staatsbeamte an das Zuchtpolizeigericht verwiesen wurde. Berufsrichter verurteilten ihn am 5. Juli zu sechs Monaten Gefängnis. (Friederici 1985: 45/46).

III

Zur dritten Frage der Verwechslung der Autorschaft von „Le jeune Saedt“. Hier spielt erneut Lassalles Gerichtsverhandlung wegen Beihilfe zum Kassettendiebstahl eine Rolle. Am 5. August 1848 wurde er mit der Kutsche vom Gefängnis zum Kölner Appellhofplatz zur Geschworenenverhandlung gebracht. Dabei hatte die Gräfin von Hatzfeldt dem vorbeifahrenden Lassalle einen Handkuss zugeworfen, wobei auch ein Taler in den Wagen gefallen sein sollte (Kling-Mathey 1989: 57). Diese Handlung wurde vom Staatsanwalt als Versuch angesehen, die begleitenden Polizisten zu bestechen. Deshalb wurde die Gräfin vor das Zuchtpolizeigericht gestellt, jedoch am 17. März 1849 freigesprochen. Otto Saedt, Staatsanwalt am Kölner Landgericht, vertrat die Anklage gegen sie. Einen Tag vor der Verhandlung veröffentlichte die NRhZ den Feuilletonartikel.³¹ Bisher hatte die Redaktion im Vorfeld von Gerichtsprozessen gegen missliebige Demokraten oder auch gegen mutige Liberale im politischen Teil der Zeitung Kommentare zu ihrer Verteidigung veröffentlicht. Diesmal wurde jedoch der Feuilletonbereich „unterm Strich“ genutzt, da der Verfasser von „Le jeune Saedt“ die Verhandlung als „ein[n] interessante[n] Gegenstand für das Feuilleton“ ansah. So zog sich ein „stummgeschenkter Thaler und eine stumme nicht konstatierte Kußhand“ wie ein roter Faden durch den ganzen Beitrag. Für die angebliche Bestechung hatte der Staatsanwalt drei Monate Gefängnis beantragt: „Ach, Herr Saedt, wenn jede Kußhand so teuer zu stehen käme, wo käme die Welt und namentlich die *jungen Pseudografen*.“ hin. Der Spott saß tief und Saedt war in der Öffentlichkeit blamiert. Die Resonanz war zumindest in der Rheinprovinz groß. Der Jurist Bartholomäus Junck aus Kleve – der Geburtsstadt von Saedt – schrieb an Marx, man habe uns hier in der Gesellschaft „Concordia“ die Nummer der Zeitung, worin

²⁹ NRhZ. Nr. 150, 23. November 1848. Extra-Blatt. S. 1, Sp. 1/2.

³⁰ Siehe Bericht des Regierungspräsidenten Frh. von Spiegel an Innenminister Frh. v. Mantuffel (Boberach 1976: 550).

³¹ Die NRhZ wurde bereits am 17. März angefertigt und ausgeliefert, aber mit dem Datum 18. März gedruckt.

le jeune Saed „daguerreotypirt“ [abgefertigt] wurde und „escamotirt“ [untergetaucht] sei. Marx solle so gütig sein, „zwey neue Exemplare sous bande“ zuzusenden (Marx 1981: 308). Und wenig später schrieb Lassalle aus dem Düsseldorfer Gefängnis an Marx: „Unser ‚jeune Saedt‘ hat einen ganz unbeschreiblichen Erfolg hier wie in Cöln gehabt. Wie ich aus sicherer Quelle höre, hat Saedt sofort auf seine – Versetzung angetragen! Der wäre also aus Cöln herausgeschlagen.“ (Marx 1981: 313). Letzteres war allerdings nur ein Gerücht.

Genau einen Monat zuvor hatten Marx und Engels im Zusammenhang mit den Gerichtsprozessen in Preußen gegen prominente Steuerverweigerer, – so auch in der Rheinprovinz – mit Saedt die politische und juristische Klinge gekreuzt (Marx 2020: 458/459). Dieser hatte als Ankläger in der Verhandlung vor dem Bonner Zuchtpolizeigericht dem Demokraten und Universitätsprofessor Gottfried Kinkel vorgeworfen, einerseits in einer Bürgerwehrversammlung am 19. November 1848 „zum gewaltsamen Angriff gegen die Steuerfordernden Zollbeamten aufgeregt“ und andererseits durch einen Artikel in seiner „Bonner Zeitung“ angeblich „die sämmtlichen in Mainz stehenden Preußischen Soldaten verläumdert“ zu haben.³² In dem Artikel vom 18. Februar 1849 bezeichneten der Chefredakteur und Engels ironisch den Staatsanwalt als „Hr. Saedt“, der „noch jung“ sei.³³ Vor allem eine Äußerung von Saedt in der Gerichtsverhandlung nahmen sie aufs Korn, um somit ihn der Lächerlichkeit preiszugeben: „*Zu Deutsch*: Sie dürfen Alles was ich sage, widerlegen, aber Sie dürfen meinen Vortrag nicht kritisieren.“ (Marx 2020: 458). Engels, der mehrere Fremdsprachen beherrschte, wiederholte dann in fünf von ihnen den Ausspruch. Sich direkt an den Staatsanwalt wendend, meinte er dann spöttisch: „Hr. Saedt möge selbst entscheiden, in welcher Sprache sein Ausspruch am heitersten lautet.“ (Ebenda: 459).³⁴

Der ironisch bezeichnete „junge Saedt“ taucht deshalb nicht zufällig einen Monat später als Feuilletontitel wieder auf. Dass Bruno Kaiser in der Georg-Weerth-Gesamtausgabe 1957 den anonymen Beitrag Weerth zugesprochen hat, lag auf der Hand (Kaiser 1957: 233–238). Bezeichnete Ferdinand Freiligrath ihn doch im Juni 1849 als den „humoristische[n] Theil des entschlafenen Feuilletons“ (Marx 1981: 364).³⁵ Und hatte Engels nicht überschwängliche Worte für Weerths Tätigkeit an der NRhZ gefunden, als er schrieb: „Weerth übernahm das Feuilleton, und ich bezweifle, ob je eine andere Zeitung ein so lustiges und schneidiges Feuilleton hatte.“ (Marx 2011: 4). Diese Sicht auf den „Cheffeuilletonist“ der Zeitung hatte bis weit in die 1990er Jahren unter Literaturwissenschaftlern und in der Historikerzunft Bestand (Melis 2006: 174–206).

³² Siehe * Köln, 16. Febr. In: Neue Kölnische Zeitung. Nr. 41, 18. Februar 1849. S. 2; Bonn, 14. Febr. (Kinkel vor der Correctionellkammer.) In: Neue Bonner Zeitung. Nr. 37, 15. Februar 1849. S. 1.

³³ Saedt war zur damaligen Zeit 34 Jahre alt. Vom preußischen König Friedrich IV. angeordnet, vertrat er auch zusammen mit dem Staatsanwalt August Heinrich von Seckendorff 1852 im Kölner Kommunistenprozess – von Zeitgenossen als „Monstreproceß“ bezeichnet – die Anklage. Nach der Verurteilung der sieben Angeklagten erhielten Saedt und Seckendorff vom König persönlich den roten Adlerorden (Herres 2003: 133–155).

³⁴ Nachdem Marx und Engels in London erfahren hatten, dass Saedt als Ankläger im Kölner Kommunistenprozess tätig sein würde, meinte Engels an Marx: „Übrigens ist der Proceß autant gegen uns gerichtet wie gegen die Kölner; wir werden auch unser Fett abbekommen, und besonders da le jeune Saedt jetzt denkt seine Revanche ungezügelt nehmen zu können.“ (Marx 1987: 154).

³⁵ Einen Monat zuvor, am 19. Mai, wurde durch Marx' Ausweisung aus Preußen sowie die juristische Verfolgung eines Großteils der Redakteure die NRhZ unterdrückt.

Die erwähnten 1983 durch Zumfeld aufgefundenen Gerichts- und Prozessakten aus dem Revolutionsjahr waren in Vorbereitung der Editionsarbeit am MEGA²-Band I/8 Veranlassung, einen schärferen Blick auf den Briefwechsel zwischen Marx und Lassalle im Spätherbst 1848 und Frühjahr 1849 sowie auf die anonymen Korrespondenzen aus Düsseldorf zu werfen. Dadurch konnte mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit Lassalle als authentischen Autor von „Le jeune Saedt“ identifiziert werden. Mehr noch: Der Beitrag wurde darüber hinaus von Marx redigiert, in dem er Einfügungen vorgenommen hat. Eine Schlüsselrolle bei der Identifizierung spielt Lassalles Brief vom 26. März 1849 an Marx. Im Zusammenhang mit seinem Vorschlag an den Chefredakteur, ein 16seitiges Manuskript über die Kritik der Zivilrechtspflege als Serie in die NRhZ aufzunehmen, bat er ihn: „Verbinden würdest Du mich, wenn Du noch etwas von dem giftigsten être suprême [überragend] Deines Geistes in Form von Anmerkungen oder Einschaltungen hinzu thust. Wie neulich bei Saedt.“ (Marx 1981: 314).

Drei weitere Indizien sprechen für Lassalle als Autor: Der von Marx und Engels in ihrem Artikel vom 18. Februar bezeichnete „Hr. Saedt, der noch jung ist“ wurde wahrscheinlich von Lassalle für den Titel seines Feuilletonbeitrags aufgegriffen. Es dürfte auch kein Zufall sein, dass er zu Beginn seines Briefes vom 26. März von „unser[em] ‚jeune Saedt‘“ schrieb als Zeichen der gemeinsamen Freude über die Resonanz des Beitrages in der Rheinprovinz. Des Weiteren erwähnte Lassalle in seinem Feuilletonbeitrag an die Adresse des Staatsanwalts, dass er „weit pikantere, sehr küßliche Geschichten“ besäße, die er vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt vorlegen werde. Marx hatte bereits „vor langer Zeit“ ihn um die besagte „serieuse Kritik der Civilrechtspflege des Appell Hofes“ ersucht, deren Disposition er jetzt im Brief vorlegte. Lassalle hob hervor, dass der Kölner Gerichtshof ebenso kompromittiert werde und „noch mehr als Saedt neulich au ridicul“ [lächerlich gemacht wurde].

Ein weiterer wichtiger Beleg von Lassalles Autorschaft, der bereits angedeutet wurde: An zwei Sätzen von „Le jeune Saedt“ erfolgten zum besseren Verständnis für die Leser in Klammern ergänzende Angaben, die mit hoher Wahrscheinlichkeit von Marx vorgenommen wurden. Im ersten Fall wurden für die Strafhandlung wegen „Bestechung von Beamten“ die entsprechenden Gesetzesartikel des französischen Strafgesetzbuches von 1810 hinzugesetzt: „Art. 177, 179 Code pénal“. In einem weiteren Zusammenhang wies Lassalle auf das Geschäftsgebaren hin, in dem eine „*Leistung*, eine Valuta, für welche eine *Gegenleistung*, eine Gegenvaluta erfolgt“. Dieser Aussage folgte erneut in Klammern: „sei es nun eine Ware oder ein anderer *Wert*, wie z. B. eine *Handlung*“ – letztere offensichtlich auf die „Kußhand“ bezogen. Möglicherweise bezieht sich die genannte Engels‘ Aussage über Lassalles Feuilletonbeitrag, das „von der Redaktion vollkommen überarbeitet“ wurde, darauf.³⁶ Solche Einfügungen sowie auch im Text mehrfache typographische Hervorhebungen sowie ein bis drei Ausrufezeichen gehörten bei Marx und Engels in ihren Artikel zur journalistischen Gepflogenheit.

³⁶ Siehe Anm. (Marx 1966: 443).

Anhang

Übersicht über Ferdinand Lassalles Korrespondenzen in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ einschließlich „Erklärung“, „Memoire“ vom 11. Dezember 1848 und Feuilleton-Beitrag „Le jeune Saedt“

1. Korrespondenz

÷ **Düsseldorf, 14. October. (Die Arbeiter und der Stadtverordnete Dietze)**

Neue Rheinische Zeitung. Nr. 118. Köln, 17. Oktober 1848. S. 3, Sp. 2/3.

2. Korrespondenz

÷ **Düsseldürf [vielm.: Düsseldorf.], 17. Okt. (Militairisches.)**

Neue Rheinische Zeitung. Nr. 121. Köln, 20. Oktober 1848. S. 4, Sp. 1–3.

Einen Tag später veröffentlichte Lassalle in der „Düsseldorfer Zeitung“ unter dem Titel „Erklärung.“ eine ausführlichere Darstellung des Exzesses der Düsseldorfer Soldaten sowie seine Auseinandersetzung und die der Delegation des Vereins für demokratische Monarchie und Lasalle mit dem Divisionskommandeur Generalleutnant Otto von Drigalski (Kommandeur der 14. Division in Düsseldorf). Angenommen werden kann, dass die in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ abgedruckte Fassung von der Redaktion, wenn nicht sogar von Marx selbst, redigiert wurde.

3. Korrespondenz

÷ **Düsseldorf, 2. Nov. (Eine Bataille.) [Leitartikel]**

Neue Rheinische Zeitung. Nr. 134. Köln, 4. November 1848. S. 1, Sp. 1–3

4. Korrespondenz

÷ **Düsseldorf, 12. Nov. (Adresse an die Nationalversammlung.)**

Neue Rheinische Zeitung. Nr. 142. Köln, 14. November 1848. S. 3, Sp. 2

Identifizierte von Na'aman 1970: 157.

5. Korrespondenz

÷ **Düsseldorf, 16. Nov. Gestern fand in Hamm bei Düsseldorf ...**

Neue Rheinische Zeitung. Nr. 146. Köln, 18. November 1848. Außerordentliche Beilage. S. 1, Sp. 1.

In der folgenden Ausgabe der NRbZ Nr. 147 vom 19. November 1848, Zweite Ausgabe, S. 3, Sp. 3 wurde eine Anzeige der Düsseldorfer Metzgermeister an die Gemeinde der Stadt veröffentlicht, in der sie die „Beschlussnahme der National-Versammlung, als der einzig rechtmäßig gesetzlichen Behörde, unter allen Umständen sofort nachkommen werden.“

6. Korrespondenz

÷ **Düsseldorf, 17. Nov. (Bewegung. – Proklamation.)**

Neue Rheinische Zeitung. Nr. 148. Köln, 21. November 1848. S. 1, Sp. 1/2.

In der „Zweiten Ausgabe“ der derselben Nummer der NRbZ, S. 3, Sp. 1 erschien eine weitere Korrespondenz unter „= Düsseldorf, 19. Nov.“, in der mitgeteilt wurde, dass der Oberpräsident der Rheinprovinz Eichmann in der Stadt eine Beratung mit der Regierung und General Drigalski über die Entwaffnung der Bürgerwehr stattfand; Besuch von Kühlwetter; Parade der Bürgerwehr mit 3000 Mann.

7. Korrespondenz

÷ **Düsseldorf, 19. Novbr. (Volksbewegung. – Proklamationen. – Rede der Chefs der Bürgerwehr.)**

Neue Rheinische Zeitung. Nr. 149. Köln, 22. November 1848. S. 1, Sp. 2–S. 3. Sp. 1

Identifizierte von Na'aman 1970: 157.

*Erklärung***Ferdinand Lassalle: Erklärung.**

Düsseldorfer Zeitung. Nr. 282, 21. Oktober 1848. Beilage. S. 1/2.

Bereits einen Tag zuvor veröffentlichte die „Neue Rheinische Zeitung“ in der Nr. 121 vom 20. Oktober 1848, S. 4, Sp. 1–3 unter dem Titel „Militairisches.“ eine verkürzte Fassung dieser „Erklärung“ (siehe Korrespondenz Nr. 2). Angenommen werden kann, dass die in der Zeitung abgedruckte Fassung von der Redaktion, wenn nicht sogar von Marx selbst, redigiert wurde.

*Leserbrief an die Neue Rheinische Zeitung***An die Expedition der Neuen Rheinischen Zeitung.**

Neue Rheinische Zeitung. Nr. 139. Köln, 10. November 1848. S. 1, Sp. 3.

Gestern Abend ist die ungeduldig, erwartete Nummer Ihrer Zeitung vom heutigen Tage (Dienstag)* hier nicht eingetroffen. Dies fällt wie Sie aus den Klagen Ihrer Abonnennten ersehen haben werden, oft vor, dann aber pflegt die Zeitung wenigstens Tags darauf früh Morgens einzutreffen. Heute aber ist das Blatt, welches schon gestern Abend zwischen 6 und 7 hier hätte ausgegeben werden sollen, *bis zur jetzigen Stunde, Nachmittags um 4 Uhr* weder bei mir noch auf irgend einem Café (in 4–5 habe ich sie vergeblich gesucht) angetroffen. Wäre es denkbar, daß Sie das Blatt um einen *ganzen Tag* zu spät zur Post befördert haben sollten? Düsseldorf Dienstag, den 7. Novbr.

F. Lassalle.

* NRhZ. Köln. Nr. 136, 7. November 1848.

*Memoire an den Instruktionsrichter***Ferdinand Lassalle: Memoire**

Neue Rheinische Zeitung. Nr. 195, 14. Januar 1849. Zweite Ausgabe. S. 1, Sp. 1–3.

*Feuilleton***Le jeune Saedt**

Neue Rheinische Zeitung. Nr. 249, 18. März 1849. S. 1, S. 1–3.

Bibliografie

- Bernstein, Eduard (Hrsg.) (1892): *Ferd. Lassalle's Reden und Schriften. Neue Gesamt-Ausgabe. Mit einer biographischen Einleitung*. Erster Bd. Berlin: Verlag der Expedition des „Vorwärts“ Berliner Volksblatt.
- Bleuel, Hans Peter (1982): *Ferdinand Lassalle oder der Kampf wider die verdamnte Bedürfnislosigkeit*. Frankfurt am Main: Taschenbuch Verlag.
- Boberach, Heinz (1976): *Rheinische Briefe und Akten zur Geschichte der politischen Bewegung 1830–1850*. Zweiter Bd., Zweite Hälfte. Unter Benutzung der Vorarbeiten v. Joseph Hansen. Köln, Bonn: Peter-Hanstein Verlag GmbH.
- Dowe, Dieter (1979): *Aktion und Organisation. Arbeiterbewegung, sozialistische und kommunistische Bewegung in der preußischen Rheinprovinz 1820–1852*. Hannover: Verlag für Literatur und Zeitgeschichte.
- Friederici, Hans Jürgen (1985): *Ferdinand Lassalle. Eine politische Biographie*. (Schriftenreihe Geschichte). Berlin: Dietz Verlag.
- Hachtmann, Rüdiger (1997) *Berlin 1848. Eine Politik- und Gesellschaftsgeschichte der Revolution*. Bonn: J.H.W. Dietz Nachf.
- Herres, Jürgen (2003) „Der Kölner Kommunistenprozess 1852“. *Geschichte in Köln*, Nr. 50. Köln.

- Hirsch, Helmut (1981): Sophie von Hatzfeldt in Selbstzeugnissen, Zeit und Bilddokumenten. Düsseldorf: Schwan.
- Hundt, Martin (1974): *Louis Kugelmann. Eine Biographie des Arztes und Freundes von Karl Marx und Friedrich Engels*. Berlin: Dietz Verlag.
- Hundt, Martin (2012) „Zum Geleit“. François Melis: *Zur Geschichte der Neuen Rheinischen Zeitung und ihrer Edition in der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA)*. Wissenschaftliche Mitteilungen. H. 4. Hamburg: Argument Verlag.
- Kaiser, Bruno (Hrsg.) (1957): *Georg Weerth: Sämtliche Werke in fünf Bänden*. Bd. 4: Georg Weerth: *Prosa 1848/49*. Berlin: Aufbau-Verlag.
- Kling-Mathey, Christiane (1989): *Gräfin Hatzfeldt. Eine Biographie*. Bonn: J.H.W: Dietz Nachf.
- Marx, Karl (1979) „Marx an Georg Herwegh, 26. Oktober 1847.“ Bd. III/2: Karl Marx, Friedrich Engels: *Briefwechsel Mai 1846 bis Dezember 1848*. Text. Berlin: Dietz Verlag. (Im Folgenden: MEGA² III/2).
- Marx, Karl (1979) „Marx an Ferdinand Lassalle in Düsseldorf, 13. November 1848.“ Bd. III/2: Karl Marx, Friedrich Engels: *Briefwechsel Mai 1846 bis Dezember 1848*. Text. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, Karl (1981) „Jodocus Donatus Hubertus Temme an Marx, 22. Februar 1849.“ Karl Marx, Friedrich Engels: *Gesamtausgabe (MEGA)*. Bd. III/3: *Briefwechsel Januar 1849 bis Dezember 1850*. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, Karl (1981) „Ferdinand Lassalle an Karl Marx, Düsseldorf, 26. März 1849.“ Bd. III/3: *Briefwechsel Januar 1849 bis Dezember 1850*. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, Karl (1981) „Batholomäus Junck an Marx, 23. März 1849.“ Bd. III/3: *Briefwechsel Januar 1849 bis Dezember 1850*. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, Karl (1981): „Ferdinand Lassalle an Marx, 26. März 1849.“ Karl Marx, Friedrich Engels: *Gesamtausgabe (MEGA)*. Bd. III/3: *Briefwechsel Januar 1849 bis Dezember 1850*. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, Karl (1981): „Ferdinand Freiligrath an Marx, 22. Juni 1849.“ Karl Marx, Friedrich Engels: *Gesamtausgabe (MEGA)*. Bd. III/3: *Briefwechsel Januar 1849 bis Dezember 1850*. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, Karl (1981) „Ferdinand Lassalle an Marx, 30. Juli 1849.“ Karl Marx, Friedrich Engels: *Gesamtausgabe (MEGA)*. Bd. III/3: Karl Marx, Friedrich Engels: *Briefwechsel Januar 1849 bis Dezember 1850*. Text. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, Karl (1987): „Engels an Marx, 22. Juli 1852.“ Karl Marx, Friedrich Engels: *Gesamtausgabe (MEGA)*. Bd. III/5: *Briefwechsel Januar bis August 1852*. Text. Berlin: Dietz Verlag.
- Marx, Karl (2011): „Georg Weerth.“ Karl Marx, Friedrich Engels: *Gesamtausgabe (MEGA)*. Bd. I/30: Friedrich Engels: *Werke, Artikel, Entwürfe Mai 1883 bis September 1886*. Text. Berlin: Akademie Verlag.
- Marx, Karl (2016): „Die demokratische Partei.“ Karl Marx, Friedrich Engels: *Gesamtausgabe (MEGA)*. Bd. I/7: *Werke, Artikel, Entwürfe Februar bis Oktober 1848*. Text. Berlin, Boston: Walter de Gruyter GmbH.
- Marx, Karl (2020): „Lassalle“. Karl Marx, Friedrich Engels: *Gesamtausgabe (MEGA)*. Bd. I/8: *Werke, Artikel, Entwürfe Oktober 1848 bis Februar 1849*. Text. Berlin, Boston: Walter de Gruyter GmbH.
- Marx, Karl (2020): Die preußische Kontrerevolution und der preußische Richterstand. Karl Marx, Friedrich Engels: *Gesamtausgabe (MEGA)*. Bd. I/8: *Werke, Artikel, Entwürfe Oktober 1848 bis Februar 1849*. Text. Berlin, Boston: Walter de Gruyter GmbH.
- Marx, Karl (2020): „Der Steuerverweigerungsprozess“. Karl Marx, Friedrich Engels: *Gesamtausgabe (MEGA)*. Bd. I/8: *Werke, Artikel, Entwürfe Oktober 1848 bis Februar 1849*. Text. Berlin, Boston: Walter de Gruyter GmbH.

- Marx, Karl (2020): „Saedt“ zusammen mit Engel. Karl Marx, Friedrich Engels: *Gesamtausgabe (MEGA)*. Bd. I/8: *Werke, Artikel, Entwürfe Oktober 1848 bis Februar 1849*. Text. Berlin, Boston: Walter de Gruyter GmbH.
- Marx, Karl (2020): „Prozess gegen Gottschalk und Genossen.“ Karl Marx, Friedrich Engels: *Gesamtausgabe (MEGA)*. Bd. I/8: *Werke, Artikel, Entwürfe Oktober 1848 bis Februar 1849*. Text. Berlin, Boston: Walter de Gruyter GmbH.
- Marx, Karl (2020): „Drigalski der Gesetzgeber, Bürger und Kommunist.“ Karl Marx, Friedrich Engels: *Gesamtausgabe (MEGA)*. Bd. I/8: *Werke, Artikel, Entwürfe Oktober 1848 bis Februar 1849*. Text. Berlin, Boston: Walter de Gruyter GmbH.
- Marx, Karl (2025): „Lassalle“; „Der Prozess gegen Lassalle“; Friedrich Engels (2025): „Lassalle“; „Lassalle vor den Assisen; „Anklage gegen Lassalle“. Karl Marx, Friedrich Engels: *Gesamtausgabe (MEGA)*. Bd. I/9: *Werke, Artikel, Entwürfe März 1849 bis Juni 1849*. Berlin, Boston: Walter de Gruyter GmbH.
- Marx, Karl (1966): „Engels an Paul Lafargue in London. London den 4. Mai 1880“. Karl Marx, Friedrich Engels: *Werke*. Bd. 34. Berlin: Dietz Verlag.
- Mayer, Gustav (1921) „Lassalle an Graf Clemens von Westphalen (Originalkonzept), Düsseldorf, 16. Dez 1847.“ *Ferdinand Lassalle. Nachgelassene Briefe und Schriften*. Bd. 1: *Briefe von und an Lassalle*. Stuttgart, Berlin: Julius Springer.
- Mayer, Gustav (1922) „Ferdinand Lassalle Nachgelassene Briefe und Schriften“. Bd. 3: *Der Briefwechsel zwischen Lassalle und Marx*. Stuttgart, Berlin: Julius Springer.
- Mayer, Gustav (1923) „Lorenz Clasen an Lassalle, Düsseldorf, 10. Oktober 1848.“ Bd. 2: *Lassalles Briefwechsel von der Revolution 1848 bis zum Beginn seiner Arbeiteragitation*. Stuttgart, Berlin: Verlag Julius Springer.
- Mayer, Gustav (1923) „Lassalle an den Instruktionsrichter Ebermaier. Konzept.) [Düsseldorf, Gefängnis], 8. Januar 1849“. *Ferdinand Lassalle. Nachgelassene Briefe und Schriften*. Bd. 2: *Lassalles Briefwechsel von der Revolution 1848 bis zum Beginn seiner Arbeiteragitation*. Stuttgart, Berlin: Verlag Julius Springer.
- Melis, François (2003), „Heinrich Bürgers: (1820–1878). Protagonist der demokratischen und kommunistischen Bewegung.“ Helmut Bleiber, Walter Schmidt, Susanne Schötz (Hrsg.): *Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution von 1848/49*. Berlin: Fides Verlag.
- Melis, François (2006): „Georg Weerth und die Artikel von Marx und Engels. Notwendige Autorschaftskorrekturen in Vorbereitung der MEGA²-Bände I/7–I/9.“ *Marx-Engels-Jahrbuch 2005*. Berlin: Akademie Verlag GmbH.
- Na’aman, Shlomo (1970): *Lassalle*. Hannover: Verlag für Literatur und Zeitgeschehen.
- Onken, Hermann (1923): *Lassalle. Eine politische Biographie*. Stuttgart, Berlin: Verlag Fr. Fromann.
- Stein, Britta (1999): *Der Scheidungsprozeß Hatzfeldt (1846–1851)*. Münster: LIT Verlag.
- Vaßen, Florian (1976): „Georg Weerth als Feuilletonredakteur der *Neuen Rheinischen Zeitung*“. Jürgen W. Goette, Jost Hermann, Rolf Schloesser (Hrsg.): *Georg Weerth Vergessene Texte*. Mit einem Vorwort von Reinhart Koselleck. Bd. II. Köln: informationspresse – c.w. leske.
- Zumfeld, Heinz (1985): Neue Funde zu Marx, Lassalle und Freiligrath im Revolutionsjahr 1848/49. Originaldokumente in sechs Prozeßakten in Heinsberg entdeckt.“ *Geschichte, Politik und ihre Didaktik*. H. 1/2. Paterborn.



Provenienzforschung von Marx' Manuskripten und die Dokumente des Weerth-Nachlasses im Moskauer RGASPI

Rolf Hecker

(MLS, Berlin)

Veröffentlicht: 31. August 2025

Abstract

This lecture will begin by introducing the difference between authorship and provenance research. It will then look at provenance research relating to Georg Weerth's estate. Parts of this estate are kept in the Moscow RGASPI and the Amsterdam IISG. The holdings were largely indexed or acquired from the archives in the late 1920s/early 1930s. The historian Hans Stein played a key role in this.

Zusammenfassung

In diesem Vortrag wird einleitend der Unterschied zwischen der Autorschafts- und der Provenienzforschung vorgestellt. Dann wird auf die Provenienzforschung bezüglich des Nachlasses von Georg Weerth eingegangen. Dieser Nachlass wird zu Teilen im Moskauer RGASPI und dem Amsterdamer IISG aufbewahrt. Der Bestand wurde weitgehend Ende der 1920er/Anfang der 1930er Jahre erschlossen bzw. von den Archiven erworben. Eine Schlüsselrolle spielte dabei der Historiker Hans Stein.

Keywords / Kennwörter

Georg Weerth, Karl Marx, Hans Stein, provenance research, authorship investigation, Marx-Engels research

Georg Weerth, Karl Marx, Hans Stein, Provenienzforschung, Autorschaftsuntersuchung, Marx-Engels-Forschung

Einführung

Der etwas sperrige Titel meines Kurzvortrags benennt zwei Probleme, die aber eng zusammenhängen. Ich will im *ersten Teil* zur Provenienzforschung von Marx' Manuskripten sprechen. Die Herausgabe des vollständigen literarischen Nachlasses von Marx und Engels in der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) seit 1975 stellt die Herausgeber auch vor die Aufgabe, die Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte eines jeden Manuskripts und Briefes zu erforschen und in der Textgeschichte darzustellen, die Bestandteil eines jeden Apparates der MEGA ist. Natürlich wissen Sie, dass ein Großteil des literarischen Nachlasses von Marx und Engels gedruckte Schriften, Bücher und Artikel in Zeitschriften und Zeitungen sind, die zu ihren Lebzeiten erschienen sind. Ein Teil davon, vor allem Zeitungsartikel erschienen jedoch anonym. Hier setzt die Autorschaftsuntersuchung an, deren Ziel es ist, den möglichst 100%igen Nachweis zu erbringen, dass Marx oder Engels die Urheber sind.

Auf beiden Gebieten, der Provenienzforschung und der Autorschaftsuntersuchung, hat es seit der neuen Herausgeberschaft der MEGA durch die Internationale Marx-Engels-Stiftung 1991 erhebliche Fortschritte gegeben. Über die Autorschaftsuntersuchung werde ich nicht sprechen – darüber könnte François Melis einige Beispiele aus der *Neuen Rheinischen*

Zeitung, die zu Neuauflagen von Artikeln von Georg Weerth führten, berichten (Melis 2012). Ich will zunächst einige spektakuläre Beispiele aus der Provenienzforschung anführen.

Mit dem Ende der Sowjetunion öffneten sich auch einige Archivtüren in Moskau, die bis dato fest verschlossen waren und deren Geheimnisse von den MitarbeiterInnen gut behütet wurden. Ich habe seit 1977 während meiner Aspirantur (bis 1980), nach meinem dortigen Studium an der Moskauer Staatlichen Universität (MGU) (1972–77), jährlich im Zentralen Parteiarchiv des ZK der KPdSU in Moskau gearbeitet (bis 1989), in dem ein Teil des handschriftlichen Nachlasses (Manuskripte und Briefe) von Marx aufbewahrt wird (der weitaus größere Teil befindet sich im Amsterdamer Internationalen Institut für Sozialgeschichte – IISG).

Als ich nun im September 1992, erstmals wieder seit dem politischen Umbruch in Ost-Deutschland (1989/90), nach Moskau kam, fand ich eine neue Situation vor. Im Editorial zur *Neuen Folge 1993* schrieben wir Herausgeber: „An den Biographien früherer Marx-Engels-Kämpen wie Rjazanov oder [Hans] Stein bestand natürlich auch zuvor schon Interesse, doch kamen die einen nicht an das Material heran, die anderen wurden durch längst unzeitgemäße Stempel und Schlösser abgehalten. Die endliche Öffnung vor allem der Moskauer Archive ermöglicht nunmehr den nötigen Quellenzugang.“ (Vollgraf et al. 1993: 2) Nach mehrmaliger Umbenennung ist das genannte Archiv heute das Russländische Staatliche Archiv für Sozial- und Politikgeschichte (RGASPI), wie im Titel genannt.

1 Provenienzforschung zu den Marx-Manuskripten

Während dreier mehrwöchiger Aufenthalte innerhalb eines halben Jahres 1992/93 begann ich mit den Moskauer Kolleginnen bisher nicht inventarisierte Akten des Marx-Engels-Instituts aus den Jahren 1922 bis 1937 durchzusehen, zu sortieren und zu kopieren (seit etwa 15 Jahren ist der Bestand archivalisch erschlossen). In folgenden Richtungen erstreckten sich meine ersten Recherchen:

- Die Gründung des Marx-Engels-Instituts in Moskau und die Tätigkeit des ersten Direktors David Rjazanov und die Zusammenarbeit mit dem Frankfurter Institut für Sozialforschung unter dem Direktor Carl Grünberg und damit Schaffung eines Zugangs zum Parteiarchiv der SPD (Hecker 2000).
- Der Aufbau eines Korrespondentennetzes des MEI in Westeuropa. Wichtigster Akteur: Boris Nikolaevskij, zuständig für die Beschaffung von Kopien des gesamten überlieferten Marx-Engels-Bestands (Hecker, Hedeler 2021). Dann Hans Stein, der Nachkommen von Engels und von Korrespondenzpartnern von Marx und Engels in Deutschland aufsuchen und historisches Quellenmaterial in weiteren Archiven (einschließlich Belgien) besorgen sollte.
- Beginn der Editionstätigkeit des MEI und die Herausgabe der ersten MEGA (parallel mit der ersten russischen Marx-Engels-Werkausgabe) mit einem internationalen Mitarbeiterstab.

In der Folgezeit kamen drei weitere Hauptschwerpunkte in ihrer historischen Abfolge hinzu:

- 1931 erfolgte eine „Säuberung“ des Marx-Engels-Instituts. Auf Geheiß von Stalin wurde Rjazanov verhaftet und aus Moskau verbannt, sowie über 100 Mitarbeiter entlassen. Übrigens „wechselte“ dabei eine Mappe mit Briefen über den unehelichen Sohn von Marx, Frederick Demuth, aus Rjazanovs Schreibtisch zu Stalin, und kam zurück mit der Notiz in russischer Sprache „Dumme Sache. Dieses Material soll samt und sonders in der Tiefe des Archivs verschwinden“, wo es dann bis 1992 verblieb (Gemkow, Hecker 1994). Es galt diese Vorgänge zu dokumentieren und aufzuarbeiten. Mit dieser „Säuberung“ und der Verbannung Rjazanovs begann auch die „Abwürgung“ der MEGA-Edition, von der insgesamt 13 Bände erschienen (Hecker 2001).

- Es konnten unzählige Dokumente und Briefe des Marx-Engels-Lenin-Instituts (MELI) aufgefunden werden, die sich um die Verhandlungen zum Erwerb des Marx-Engels-Nachlasses aus dem SPD-Archiv 1935/36 drehen (Hecker 2021). Obwohl die Verhandlungen zwischen dem MELI und der Kommission der Auslands-SPD in Paris scheiterten (einerseits an dem hohen Kaufpreis, den die SPD forderte, andererseits am Vertrauensverlust der sowjetischen Seite angesichts des einsetzenden Stalin'schen Terrors), konnten danach rund 30 Manuskript-Hefte mit Vorarbeiten zum „Kapital“ über Marek Kriger, einem polnischen Historiker (Rojahn 2013), der im SPD-Archiv gearbeitet hatte, über Diplomaten in Wien für das MELI erworben werden (Miskevič 2013). Die Aufhellung dieser gesamten Vorgänge galt als eine Sensation, weil erstmals die Provenienz dieser Manuskripte, darunter der *Grundrisse zur Kritik der politischen Ökonomie*, umfassend geklärt werden konnte (Hecker 2001: 252–267).
- Und ein weiterer notwendiger Baustein für die Klärung der Provenienz von Manuskripten, aber auch von Büchern aus den Bibliotheken von Marx und Engels, war die Dokumentation der Requirierungsaktion durch die Kulturoffiziere der Sowjetischen Militäradministration 1945/46 im Auftrag des MELI. So wurden die im Geheimen Preußischen Staatsarchiv aufgefundenen Bücher mit dem Stempel „Karl-Marx-Haus-Trier“ nach Moskau abtransportiert (Hecker 1997). Diese Bücher waren 1932 aus dem Bestand der SPD-Bibliothek ausgewählt worden, um 1933 die geplante Ausstellung im Trierer Geburtshaus von Marx, das die SPD 1928 erworben hatte, zu bereichern. Der Machtantritt der Nazis verhinderte dies jedoch und die Bücher „verschwanden“. Auch über diesen Umstand wurde bis 1992 geschwiegen, wie über den Umstand, dass der Lassalle-Nachlass aus dem Sächsischen Staatsarchiv sich ebenfalls in Moskau befand, einschließlich des Pistolensets, mit dem sich Lassalle duellierte.

Ich bin Martin Hundt sehr dankbar, dass er im Zusammenhang mit meinem 60. Geburtstag (2013) in seinem Beitrag die Erforschung der Geschichte der ersten MEGA in den Mittelpunkt gestellt hat. Er meinte darin, dass ich in Archiven gearbeitet habe (Hundt 2016: 230) – ich möchte dies präzisieren: ich habe nicht im Lesesaal gesessen und gewartet, bis mir die Akten gebracht wurden – ich habe in Moskau in den Magazinen und Stahlschränken gemeinsam mit den Kolleginnen die ungeordneten, nicht inventarisierten Akten durchforstet und eine korrekte Archivierung eingefordert, die dann auch wirklich erfolgte. Dafür bin ich den Kolleginnen sehr dankbar!

Martin Hundt merkte an, dass in den *Beiträgen zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge* und in deren *Sonderbänden* „ein riesiges Material aufbereitet worden“ ist, „sowohl Quellen als auch Reflektionen darüber“. (Hundt 2016: 233) Martin führte einige Beispiele an, die zeigen, dass die Editions-geschichte (inklusive der Provenienzggeschichte) der Werke von Marx und Engels in vielen Zügen eine „Kriminalgeschichte“ ist (ebd.: 234), wobei er auf drei Manuskripte besonders verweist: die *Ökonomisch-philosophischen Manuskripte*, die *Deutsche Ideologie* und die *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*. Abschließend stellte Martin fest: „Das Ringen um die vollständige Veröffentlichung und das wahre Verständnis von Marx bleibt ein Kampf.“ (Ebd.: 238) Ich denke, wir sollten auf diesen Kampf weiter eingestellt sein!

2 Die „Entdeckung“ der Georg-Weerth-Papiere

Ich komme nun zum *zweiten Teil* meines Vortrags. Nun rückt der deutsche Historiker Dr. Hans Stein in den Mittelpunkt. Sein persönlicher Nachlass lagert im IISG, für das er nach dessen Gründung in den 1930er Jahren in Amsterdam tätig war. Allerdings war Stein in den 1920er Jahren als Mitarbeiter und Korrespondent des Marx-Engels-Instituts (MEI) aktiv, also zeitweise selbst in Moskau, bis sein Gesundheitszustand eine Rückkehr nach Deutschland erzwang (Hecker 1993, 1994). Dann 1933 Emigration nach Amsterdam, kurz

vor Besetzung der Niederlande Emigration nach London, wo er im Juli 1941 verstarb (Hecker 2017).

Hans Stein, in Köln ansässig, hatte eine besonders glückliche Hand beim Auffinden von Dokumenten aus Nachlässen von Personen, die mit Marx und Engels in Verbindung standen. Allerdings lagen die Wirkungsstätten von Marx und Engels unmittelbar vor seiner Haustür: neben seiner Heimatstadt vor allem Trier, Koblenz, Wuppertal und eben auch Detmold. In den Jahren von 1926 bis 1929 gelang es ihm, eine Vielzahl von wichtigen Unterlagen und Details zu ermitteln, die z.T. über die unmittelbaren Erfordernisse der MEGA hinausgingen. Andererseits hat er damit aber auch Dokumente und Zeitzeugnisse ermitteln können, die wenige Jahre später durch Kriegszerstörung verloren gingen.

Das Marx-Engels-Institut interessierte sich für den Weerth-Nachlass unmittelbar mit Beginn der Arbeiten an der MEGA, da die ersten Bände sich mit den Frühschriften und mit Marx' und Engels' Tätigkeit in der *Rheinischen Zeitung* und der *Neuen Rheinischen Zeitung* während der bürgerlich-demokratischen Revolution von 1848/49 beschäftigten. Gewichtige Gründe, der Möglichkeit nachzugehen, ob sich im Nachlass von Georg Weerth bis dato unbekannte Briefe und andere Lebenszeugnisse von Marx oder Engels und mit ihnen befreundeten Personen befänden.

Hier seien nur einige kurze Bemerkungen zu Georg Weerth (1822–1856) eingeflochten. Weerth stammte aus Detmold und war ein erfolgreicher Kaufmann. Er lernte Friedrich Engels 1844 in England kennen, der ihn in seinen sozialen Studien, die er in Bredforder Elendsquartieren betrieb, unterstützte. Dabei entstanden auch Prosaskizzen mit sozialem Inhalt. Höhepunkt seiner Tätigkeit war die Zeit als Feuilletonredakteur der *Neuen Rheinischen Zeitung* in der Revolution von 1848 unter Chefredakteur Karl Marx. Weerth verstand es, und zwar glänzend, satirisch, lyrisch die Tageskämpfe literarisch widerzuspiegeln. Nicht nur als Literat nahm Weerth für die Arbeiter Partei, er engagierte sich im „Bund der Kommunisten“. Nach der gescheiterten Revolution ging Weerth ins Exil und verstarb 1856 in Havanna (Hensel 1999).

1925 hatte das Moskauer Institut einen ersten Briefkontakt zu Otto Weerth, einem Nefen des berühmten Vorfahren, hergestellt, der jedoch erfolglos blieb. Auch der ein Jahr später unternommene Versuch von Carl Grünberg, dem Direktor des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, blieb ohne Antwort. Am 2. April 1928 wurde nun Hans Stein von Ernst Czóbel, einem Stellvertreter Rjazanovs in Moskau, beauftragt, die Nachforschungen aufzunehmen. Dazu teilte Czóbel auch einige „Hintergrundinformationen“ mit, indem er die abschlägig beschiedenen Versuche der Kontaktaufnahme erwähnte und weiter dazu feststellte: „Diese Haltung zeigt, dass es kein Leichtes sein wird, den Nachlass herauszubekommen. Andererseits aber steht fest, dass vorher die Leute sehr willig waren, über den Nachlass Auskunft zu geben und die Weerth-Forschung zu fördern. [...] Wie dem auch sei, sehen wir, dass Otto Weerth dennoch auf die Bearbeitung des Nachlasses und die Pflege des Andenkens von Georg Weerth Gewicht legt. Darum glauben wir, dass die Sache doch nicht ganz hoffnungslos ist, umso mehr, weil inzwischen einige Veröffentlichungen des Marx-Engels-Instituts schon erschienen sind [...], so dass Sie jetzt mit etwas mehr Nachdruck und mehr publizistischer Autorität auftreten können.“ (RGASPI.)

Stein nahm den Auftrag an und beabsichtigte, sich direkt in Detmold bei Karl Weerth, dem Sohn von Otto Weerth, anzumelden (14. April 1928). Dabei half ihm die Bekanntschaft mit Professor Joseph Hansen vom Historischen Archiv der Stadt Köln, der sich ebenso „für die Sache einsetzen“ wollte (28. April 1928). Obwohl Karl Weerth in seiner Antwort auf die Anfrage Steins meinte, dass sich wenig Material betreffs der Beziehung von Georg Weerth zu Marx und Engels im Nachlass finden lasse, weckten seine Mitteilungen das Interesse.

Am 23. Mai 1928 unternahm Stein die Reise nach Detmold und fasste die Ergebnisse in einem aufschlussreichen, dreiseitigen Dossier für das Marx-Engels-Institut zusammen

(30. Mai 1928). Ich zitiere hier nur kurz, in der schriftlichen Fassung wird der Bericht vollständig aufgenommen (auch um Herangehensweise und Stil jener Zeit zu dokumentieren): „Die mit der Verwaltung des Nachlasses zusammenhängenden Fragen regelt heute Studienrat Karl Weerth, der Sohn von Otto Weerth. Beide, Vater und Sohn, haben immer den Gedanken gehegt, das Andenken von Georg Weerth literarisch zu würdigen. [...] Dies ganze Original-Material (Briefe und Manuskripte) haben mir die Weerths mitgegeben. Sie sind damit einverstanden, dass es photographiert und vom Marx-Engels-Institut für die historische Marxforschung bzw. Weerthforschung ausgewertet wird. Ich habe eine Quittung über das entlehene Material ausgestellt.“ Stein beschreibt u.a. einen „Notizblock“, der „tagebuchartige Aufzeichnungen über die Verhaftungen [enthält], die zum Kölner K[ommunisten]prozess führten, und Notizen über den Aufenthalt von Georg und Karl Weerth (Industrieausstellung) in London [1851], wo sie bei Marx wohnten!“

Weiterhin informierte Stein über die Briefsammlung: „Sie enthalten die ausführlichen, an Milieuschilderungen etc. sehr reichen und interessanten Briefe von Georg an Mutter und Brüder aus den Jahren 1836 bis 1856. Hier sind Angaben über das literarische Kränzchen in Barmen (Engels nicht erwähnt, aber doch der Kreis!!!), Freiligrath, die Bekanntschaft und Freundschaft mit Püttmann etc. [...] Weerth schildert in allen Briefen viele Einzelheiten, so z.B. englische Zustände, Köln um 1842, die Personen, mit denen er verkehrt. Von Interesse für den Geographen sind seine Reisebriefe aus Südamerika zu Anfang der 50er Jahre, er durchquerte zu Pferd den südamerikanischen Kontinent.“

Natürlich war Stein bestrebt, alle Dokumente sofort zu kopieren. Da er die Briefe, Manuskripte u.a. Dokumente, die er in seinem Bericht nach Moskau aufgeführt hatte, mit einer Empfangsbestätigung entleihen konnte, stand dieser Aktion nichts mehr im Wege. Ausdrücklich stellte Karl Weerth die Dokumente zur wissenschaftlichen Auswertung und Publikation zur Verfügung, wollte dabei sein Recht der Veröffentlichung von Teilen des Nachlasses dadurch nicht beeinträchtigt sehen. Er selbst beschäftigte sich mit einer Biographie über seinen Großonkel. Daraufhin bestätigte Rjazanov ihm alle Veröffentlichungsrechte. Er erklärte sich sogar bereit, eine solche Arbeit materiell zu unterstützen, jedoch käme die Veröffentlichung „unter unserer Firma [...] nicht in Betracht“, da es „doch nicht anzunehmen [ist], dass Herr Weerth eine marxistische Biographie schreiben wird, außerdem, da gerade die Marx-Engels-Briefe vernichtet, wird das spezifisch *marxkundliche* Element in der Biographie notwendigerweise mager ausfallen.“ (11. Juni 1928) Stein wurde von Czóbel darum gebeten, auch alle Portraits und Bilder kopieren zu lassen. Ab Anfang Juli 1928 wurden die Kopien der Dokumente des Weerth-Nachlasses im Frankfurter Institut für Sozialforschung angefertigt.

Während der Sommerpause verzögerten sich die Kopierarbeiten. Noch am 17. Juni 1928 hatte Stein nach Moskau geschrieben, dass in Frankfurt „sofort mit den Aufnahmen“ begonnen werden kann. Während seines alljährlichen Besuches in Deutschland hatte Rjazanov wahrscheinlich auch in Köln mit Stein über die Möglichkeiten des Erwerbs von Teilen des Weerth-Nachlasses gesprochen. So kam es im Oktober 1928 zu einem für das Moskauer Institut erfreulichen Verhandlungsergebnis: Weerth stellte die Hälfte der Originalbriefe der Mutter von Georg Weerth dem Institut zur Verfügung, außerdem verkaufte er sieben Briefe von Freiligrath und Carl Weerth (12. Oktober 1928).

Karl Weerth bemühte sich nach den Kontakten mit Stein intensiv darum, die biografische Skizze zu einem Abschluss zu bringen. Er hatte dafür auch weitere Nachforschungen über den Verbleib von Familiendokumenten durchgeführt, darunter im Nachlass von Ferdinand Lassalle, ohne jedoch nennenswert Neues zu entdecken (an Stein, 22. August 1928). Endlich erschien 1930 seine recht umfangreich gewordene Darstellung „Aus Georgs Weerths Leben“ im „Grünberg-Archiv“ (Weerth, Karl, 1930). In seiner Einführung erwähnte der Verfasser neben Rjazanov und Franz Schiller, den Leiter des Archivs im Marx-Engels-Institut, auch

Hans Stein, der mit seiner Zielstrebigkeit zu diesem Abschluss der Nachforschungen beigetragen hat.

Im Moskauer RGASPI wird der Weerth-Nachlass im Fonds 177 mit 45 Einheiten geführt (Kratkij putovaditel' 1993, 110), wobei auf die Erwerbsjahre 1928/29 verwiesen wird – zum ersten Mal in der Geschichte des Parteiarchivs wird dies öffentlich 1993 bzw. 1996 (Putovaditel', 1996, 38/39) mitgeteilt! Sie haben jetzt den Hintergrund dieser Geschichte gehört.

Damit endet die Geschichte des Weerth-Nachlasses allerdings nicht. Wie bereits erwähnt war Hans Stein Mitte der 1930er Jahre Mitarbeiter des IISG in Amsterdam. So gelang es mit seiner Mithilfe, 1936 alle weiteren noch überlieferten Dokumente von der Familie Weerth durch das IISG zu erwerben (Annual Report of 1936, 17), worüber nachfolgend Bernd Füllner informieren wollte (Füllner 2020).¹

Abschließend sei auf die literarische Veröffentlichung des Nachlasses von Georg Werth verwiesen, an die sich möglicherweise einige von Ihnen erinnern werden. Bruno Kaiser, der damalige Direktor der wissenschaftlichen Bibliothek des Berliner Instituts für Marxismus-Leninismus, „entriß – wie sein Biograf bemerkte – die Werke von Georg Weerth, Georg Herwegh, Ferdinand Freiligrath und anderer Dichter der Gefahr des Vergessenwerdens“ (Stroech 2009, 145). Zum 100. Todestag von Weerth 1956 erschien die erste, fünfbändige Werk-Ausgabe im Aufbau-Verlag Berlin und Weimar (Weerth 1956/57).

Anhang

Hans Stein: Bericht über den Nachlass von Georg Weerth [30. Mai 1928]

Der Nachlass ist im Besitze des Professors Dr. Otto Weerth, 79 Jahre alt, außer Dienst, aber noch Leiter des von Carl Weerth, einem Bruder von Georg Weerth (s. Berg[isches]. Geschl[echter].-Buch) in Detmold begründeten naturhistorischen und heimatkundlichen Museums. Die Weerths gehören zu den angesehenen Familien Detmolds, sind aber seit jeher als liberal gesinnt bekannt. Der Vater von Georg W., der Generalsuperintendent (s. die Broschüren, die ich im Auftrage von Otto W. dem IME [Marx-Engels-Institut] übersandt habe), hat ein Denkmal in Detmold, und eine Straße ist nach ihm benannt.²

Die mit der Verwaltung des Nachlasses zusammenhängenden Fragen regelt heute Studienrat Karl Weerth, der Sohn von Otto Weerth. Beide, Vater und Sohn, haben immer den Gedanken gehegt, das Andenken von Georg Weerth literarisch zu würdigen. Sie haben sich dabei auf die beiden Interessenten verlassen, die dieserhalb an sie herangetreten waren, eben [Ernst] Drahn [1873–1944] und Franz Diederich [1865–1921]. Sie bedauern, dass beide zu keinem nennenswerten Ergebnis gekommen sind, ja dadurch, dass sie die entliehenen Materialien nicht zurück erhielten, sind sie gegenüber späteren Anfragen sehr zurückhaltend geworden. Aus diesem Grunde hat auch [Carl] Grünberg [1861–1940] keine Antwort bekommen.

Ich darf hier schon hervorheben, dass es sich nicht, wie das IME in seinem Brief Nr. 357 an mich schrieb, um Eugen Diederichs handelt (den Verleger), sondern um den sozialdemokratischen Redakteur und Schriftsteller Franz Diederich, Dresden, Polenzstr. 9, später Berlin-Friedenau, Stubenrauchstr. 28 II. Er ist über seinen Studien gestorben, die Witwe hat das

¹ Dr. Bernd Füllner, ein Spezialist der Vormärzliteratur und der Editionsphilologie, verstarb leider am 19. Dezember 2024.

² Siehe <https://weerth200.de/>. Es gibt eine Georg-Weerth-Str. in Detmold (und weitere sieben Straßen mit vollem Namen in Deutschland, in Berlin-Köpenick eine Weerthstraße).

Material, das er von Otto W. entliehen hatte, zurückgegeben, aber auch erst nach langen Bemühungen der Weerths.

Diederich hat also Original-Material gehabt, d.h. Briefe, Manuskripte etc. Die Korrespondenz mit D. hat Marie Weerth geführt, Schwester von Otto W. Ich habe diese Korrespondenz hier zur Hand und sie kann photokopiert werden.- Jene Schwester Marie ist auch die Verfasserin eines beim Nachlass befindlichen, 35 Hefte zu je 10 Seiten etwa starken Manuskripts: „Georg Weerth. 1822–1856. Ein Lebensbild“. Über dieses Manuskript wird weiter unten noch zu reden sein. Wichtig ist jedenfalls, dass Drahn nach Angabe von Otto und Karl W. keine Originalstücke des Nachlasses in Händen gehabt hat, sondern nur dieses Manuskript der Tante Marie, das aber die wichtigsten Briefe von G. W. abschriftlich enthält.

Wir haben also zu unterscheiden das Original-Material und die Biographie, die zahlreiche Abschriften der Originale enthält.

Dies ganze Original-Material (Briefe und Manuskripte) haben mir die Weerths mitgegeben. Sie sind damit einverstanden, dass es photographiert und vom Marx-Engels-Institut für die historische Marxforschung bzw. Weerthforschung ausgewertet wird. Ich habe eine Quittung über das entliehene Material ausgestellt. Als Gegenleistung erbitten die Weerths die Zusendung aller Publikationen, die direkt oder indirekt durch das IME oder seine Mitarbeiter über Weerth veranlasst werden. Auch über die Zusendung von Photokopien von Weerthbriefen, die das IME besitzt, werden sie sich freuen.

Aus der beiliegenden Quittungsdurchschrift ist nun ersichtlich, worum es sich im einzelnen handelt. Dazu noch folgende Ergänzungen.

ad 1 und 2.³ Es handelt sich um die Bemühungen von Marx und Engels, die Effekten von Georg Weerth aus Havanna zu bekommen.

Der Notizblock enthält tagebuchartige Aufzeichnungen über die Verhaftungen, die zum Kölner K[ommunisten]-prozess führten, und Notizen über den Aufenthalt von Georg und Karl Weerth (Industrierausstellung) in London, wo sie bei Marx wohnten!

Bezüglich der herausgerissenen Blätter ist zu bemerken, dass es sich vielleicht um weitere Notizen betr. Marx, Komm.-prozess gehandelt hat.

Wie mir Weerths mitteilten, hat zu ihrem großen Leidwesen Carl W., der Bruder von Georg, alle Briefe von Marx und Engels, die im Nachlass waren, vernichtet. Grund unbekannt. Dies ist natürlich ein sehr schmerzlicher Verlust! Die Weerths vermuten, dass Carl eine Abneigung gegen M. und E. gehabt hat oder dass er, was weniger wahrscheinlich ist, eine Haussuchung oder derartiges gefürchtet hat. Dazu bestand nun doch nach dem Tode von G. W. keine Veranlassung.

ad. Paket Nr. 1. Bei der Korrespondenz Marie W. – Diederich befinden sich „Notizen über Georg Weerth, an Diederich geschickt“ von der Hand der Marie W.

Unter den folgenden Manuskripten und Briefpaketen verdienen größtes Interesse Nr. 4 und Nr. 5⁴. Sie enthalten die ausführlichen, an Milieuschilderungen etc. sehr reichen und interessanten Briefe von Georg an Mutter und Brüder aus den Jahren 1836 bis 1856. Hier sind Angaben über das literarische Kränzchen in Barmen (Engels nicht erwähnt, aber doch der Kreis!!!), Freiligrath, die Bekanntschaft und Freundschaft mit Püttmann etc. Zu allen diesen Jahren sind die Antwortbriefe der Mutter und z.T. auch der Brüder vorhanden. Diese habe ich, da sie meist rein familiärer Natur sind, nicht mitgenommen. Nur für das Jahr 1848,

³ Laut der beigegeführten Aufstellung, die Stein am 24. Mai 1928 in Detmold anfertigte, handelt es sich um fünf Briefe von Freiligrath an Carl Weerth und um zwei Briefe Weerths an Freiligrath, sowie um einen Notizblock von Georg Weerth und ein Pass-Portefeuille mit zwei Reisepässen.

⁴ In den Paketen 4 und 5 befanden sich nach den Angaben von Stein 330 „Stück“ Briefe; Paket 3 enthielt Manuskripte und Romanskizzen.

wo nur 3 Briefe von Georg vorliegen, habe ich auch die 18 Briefe der Mutter mitgenommen. Sollte das IME auch die Mutterbriefe zu photokopieren wünschen, so stehen sie zur Verfügung. Die Notwendigkeit dürfte sich wohl erst aus dem näheren Studium der Weerth-Briefe ergeben. – Weerth schildert in allen Briefen viele Einzelheiten, so z.B. englische Zustände, Köln um 1842, die Personen, mit denen er verkehrt. Von Interesse für den Geographen sind seine Reisebriefe aus Südamerika zu Anfang der 50er Jahre, er durchquerte zu Pferd den süd[er]amerikanischen Kontinent.

ad Paket 6. Lina Duncker ist die Gattin von Franz Duncker und Schwester von Betty Tendering, die Georg W. liebte. Betty ist als Dortchen Schönkopf in Gottfried Kellers Grünem Heinrich festgehalten worden. cf. Tägliche Rundschau 30. 9. 1912, Nr. 230. Sie wurde auch von G. K. geliebt. Angaben von den Weerths.

ad Paket 7. Die Karikaturen sind mit handschriftlichen Bemerkungen von G. W. versehen.

ad Paket 9.⁵ Das vollständige Manuskript der „Skizzen aus dem sozialen Leben Englands“.

Aus den Stückzahlen werden Sie sich ein Bild machen können, wie umfangreich das ganze Material ist. Ich bemerke noch, dass Stück nicht immer gleich Seite zu setzen ist. Der Einfachheit halber haben wir beim Durchzählen auch Briefe und Manuskriptblätter, die vier zusammenhängende Seiten umfassten, als Stück bezeichnet.

Es ist m.E. nun zu überlegen, ob das ganze Material, wie es jetzt hier ist, photographiert werden soll, oder ob Sie es für zweckmäßig halten, dass ich zuerst alles einer sorgfältigen Durchsicht unterziehe und Spreu vom Weizen sondere. Für beide Gesichtspunkte lassen sich wichtige Argumente vorbringen, für den ersten, dass es schwer zu entscheiden ist, was nun wirklich ohne Bedeutung ist; für den zweiten, dass aus Sparsamkeitsgründen die Beschränkung auf das Wesentlichste geboten ist. Darüber erbitte ich Ihre Entscheidung.

Nun noch einige Worte zum Manuskript der Tante Marie.

Ich habe mir die ersten 15 Hefte aus Detmold mitgenommen. Die Durchsicht ergab, dass im Anfang Marie recht nett schildert (auf Grund der Briefe), dann aber später, wo ihr der Stoff über den Kopf zu wachsen beginnt, die Briefe reproduziert und verbindenden Text dazwischen einschaltet. Als Biographie ist die Arbeit im ganzen nur schwer genießbar.

Studienrat Weerth trägt sich nun, angeregt durch das Scheitern der bisherigen Nachlassbearbeitung, mit dem Gedanken, dieses Manuskript durchzuarbeiten und als biographische Skizze zu veröffentlichen. Es schien mir richtig, ihm anzubieten, diese Arbeit im Marx-Engels-Archiv zu veröffentlichen, vorbehaltlich Ihrer Zustimmung natürlich. Sie bzw. Gen. Rjazanov als Herausgeber sind also in keiner Weise durch diesen meinen Vorschlag verpflichtet, aber ich könnte mir doch denken, dass Sie es für richtig und wertvoll halten würden, eine solche Arbeit aufzunehmen. Karl Weerth sagte mir, dass er diese Arbeit im Laufe des Sommers ausführen wird und sie dann bald zum Druck bringen möchte.

Ich möchte Ihnen nun überhaupt raten, ähnlich wie im Fall Emil Engels,⁶ an die Herren Weerth einige Dankeszeilen für die freundliche Aufnahme Ihres Mitarbeiters und für die Bereitwilligkeit, womit der ganze Nachlass zur Verfügung gestellt wurde, zu richten, und bei dieser Gelegenheit könnten Sie ihm dann ja mitteilen, ob Sie für seine biographische Skizze Interesse haben. Wenn nicht, so brauchen Sie die Sache nicht weiter zu erwähnen. Ich kann es ihm dann irgendwie brieflich oder bei der Rückgabe des Materials beibringen. Dies wird nicht schwer sein, weil ich habe durchblicken lassen, dass nicht unbedingt für diese Arbeit Interesse vorhanden zu sein braucht, weil ja im Rahmen der MEGA auf Weerth auch

⁵ Den Inhalt eines 8. Pakets führte Stein in seiner Aufstellung nicht an.

⁶ Stein hatte auch die Familie Engels in Wuppertal aufgesucht und dort ebenfalls wichtige Familiendokumente einsehen können.

eingegangen werde. Sie werden aber verstehen, dass es mir darauf ankam, auf jeden Fall für die Gewinnung der Arbeit für MEA vorzuarbeiten.

Schließlich konnte ich feststellen, dass W. nicht abgeneigt ist, einige Freiligrathbriefe zu verkaufen. Für das IME kämen wohl die in Frage, die sich mit dem Nachlass Weerth und Engels' Hilfe befassen. W. dachte an Auktion in Berlin. Ich habe ihm vorgeschlagen, auf jeden Fall das Angebot des IME einzuholen. Er hat dann das Thema verlassen und ist nicht mehr darauf zurückgekommen. Andererseits wollte ich nicht ungebührlich drängen. Was denken Sie von der Sache?

Damit glaube ich, Ihnen einen Überblick über den ganzen interessanten Fragenkomplex gegeben zu haben, und ich bleibe nun in Erwartung Ihrer Rückäußerung.

Köln, den 31. Mai 1928
Stein

Quellen

IISG:

Internet: IISG: <https://search.iisg.amsterdam/Record/ARCH01610> (Abgerufen: 2025).

International Institute of Social History. Annual Report of 1936. Amsterdam, p. 17.

International Institute of Social History. Annual Report of 1953. Amsterdam, p. 19.

Guide (1999) to the International Archives and Collections at the IISG, Amsterdam, ed. by Jaap Haag, Atie van der Horst. Amsterdam: IISG, p. 209/210.

RGASPI:

Kratkij putovaditel' (1993), vyp. I. Fondy i kollekcii. Fond 71: Institut marksizma-leninizma pri CK KPSS (IML) (1931–1991). Weerth, f. 177, d. 45 (1839–1918). Moskva: Izd. Blagovest.

Putovaditel' (1996) po fondam i kollekcijam ličnogo proišhoždenija, vyp. 2, Moskva: RC.

RGASPI (Rossijskij Gosudarstvennyj Archiv Social'nyj Istorii): Sign.: fond 71 (Marx-Engels-Institut bis 1931), opis 50 (Korrespondenz in Fremdsprachen), delo 219 (Korrespondenz mit dem Historiker Hans Stein, Jan.–Juli 1928).

Bibliografie

Füllner, Bernd (2000): „Georg Weerths ‚Abgesang von der Romantik‘. Zu den beiden Lyrik-Sammelhandschriften im Amsterdamer Nachlass“. *Grabbe-Jahrbuch 2020*, 39. Jg. Bielefeld: Aisthesis Verlag, 165–181.

Gemkow, Heinrich, Rolf Hecker (1994): „Unbekannte Dokumente über Marx' Sohn Frederick Demuth“. *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, H. 4, 43–59.

Hecker, Rolf (1993): „Hans Stein – wissenschaftlicher Mitarbeiter und Korrespondent des Moskauer Marx-Engels-Instituts (1925–1929). Teil I: Zur Mitarbeit an der MEGA¹“. *Marx-Engels-Forschung im historischen Spannungsfeld (Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge 1993*, Hamburg: Argument, 17–40.

Hecker, Rolf (1994): „Hans Stein – wissenschaftlicher Mitarbeiter und Korrespondent des Moskauer Marx-Engels-Instituts (1925–1929). Teil II: Die Entdeckung von unbekanntem Marx-Dokumenten“. *Quellen und Grenzen von Marx' Wissenschaftsverständnis (Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge 1994*. Hamburg: Argument, 150–173.

Hecker, Rolf (1997): „Marx, Engels-Dokumente dem IMEL zugeführt. Zur Requirierungsaktion des Moskauer Marx-Engels-Lenin-Instituts 1945,46“. *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*, H. 3, 68–81.

- Hecker, Rolf (1999): „Neues über die Überlieferungsgeschichte des Nachlasses von Georg Weerth“. *Grabbe-Jahrbuch 1998/99*, 17./18. Jg., Detmold: Grabbe Verl., 256–264.
- Hecker, Rolf (2000): „Erfolgreiche Kooperation: Das Frankfurter Institut für Sozialforschung und das Moskauer Marx-Engels-Institut (1924–1928)“. *Erfolgreiche Kooperation: Das Frankfurter Institut für Sozialforschung und das Moskauer Marx-Engels-Institut (1924–1928)*. (Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge. Sonderband 2), Hamburg: Argument, 9–118.
- Hecker, Rolf (2001): „Fortsetzung und Ende der ersten MEGA zwischen Nationalsozialismus und Stalinismus (1931–1941)“. *Stalinismus und das Ende der ersten Marx-Engels-Gesamtausgabe (1931–1941)* (Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge. Sonderband 3), Hamburg: Argument, 181–269.
- Hecker, Rolf (2017): „Hans Stein (1894–1941)“. *Bewahren – Verbreiten – Aufklären. Archivare, Bibliothekare und Sammler der Quellen der deutschsprachigen Arbeiterbewegung*. Supplement, hrsg. von Günter Benser, Dagmar Goldbeck, Anja Kruke. Bonn, Bad Godesberg: Friedrich-Ebert-Stiftung, 131–137.
- Hecker, Rolf, Wladislaw Hedeler (2021): „Zur Biografie des Archivars und Sammlers Boris I. Nikolaevskij“. *Boris Ivanovič Nikolaevskij. Auf den Spuren des Marx-Engels-Nachlasses und der Archive der russischen Sozialdemokraten (1922–1940)*. (Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. NF. Sonderband 6). Hamburg: Argument, 15–28.
- Hecker, Rolf (2021): „Russische Episode – Über Nikolaevskijs Rolle beim versuchten Ankauf des Marx-Engels-Nachlasses 1935/36“. *Boris Ivanovič Nikolaevskij. Auf den Spuren des Marx-Engels-Nachlasses und der Archive der russischen Sozialdemokraten (1922–1940)* (Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. NF. Sonderband 6). Hamburg: Argument, 123–148.
- Hensel, Horst (1999): „Georg Weerth. Ansprache, gehalten am Grab Georg Weerths in Havanna am 30. Juli 1978“. *Grabbe Jahrbuch 1998/99*, 17./18. Jg., Detmold: Grabbe Verl., 268–271.
- Hundt, Martin (2016): „Die Erforschung der Geschichte der ersten MEGA – ein anregendes Studienfeld für Marx-Engels-Editoren“. *Zu den Studienmaterialien von Marx und Engels* (Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge 2014/15). Hamburg: Argument, 230–238.
- Melis, François: (2012): „Georg Weerth als Redakteur der *Neuen Rheinischen Zeitung*. Notwendige Autorschaftskorrekturen in Vorbereitung der MEGA²-Bände I/7–9“. *Zur Geschichte der Neuen Rheinischen Zeitung und ihrer Edition in der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA)* (Wissenschaftlichen Mitteilungen, H. 7, des Berliner Vereins zur Förderung der MEGA-Edition e.V.), Hamburg: Argument: 331–366.
- Mis’kevič, Larisa (2013): „Wie kamen ökonomische Manuskripte von Marx nach Moskau“. *Marx-Engels-Jahrbuch 2012/13*, Berlin: Akademie-Verl., 7–21.
- Rojahn, Jürgen (2013): „Der Schattenmann: Wer war Marek Kriger?“. *Marx-Engels-Jahrbuch 2012/13*, Berlin: Akademie Verl., 22–45.
- Stroech, Jürgen (2009): „Bruno Kaiser (1911–1982)“. *Bewahren – Verbreiten – Aufklären. Archivare, Bibliothekare und Sammler der Quellen der deutschsprachigen Arbeiterbewegung*, hrsg. von Günter Benser, Michael Schneider. Bonn, Bad Godesberg: Friedrich-Ebert-Stiftung, 144–150.
- Vollgraf Carl-Erich, Richard Sperl, Rolf Hecker (Hrsg.) (1993): „Editorial“. *Marx-Engels-Forschung im historischen Spannungsfeld* (Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge 1993). Hamburg: Argument.
- Weerth, Georg (1956/57): *Sämtliche Werke*. Hrsg. und eingel. von Bruno Kaiser, Bde. 1–5, Berlin: Aufbau-Verlag.

Weerth, Karl (1930): „Aus Georg Weerths Leben. Die Jahre 1844–1852“. *Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung*, hrsg. von Carl Grünberg, XV. Jg., Leipzig: Verlag von C. L. Hirschfeld, 337–387.

Weitere Ausgaben von Georg Weerth:

Weerth, Georg (1967²): *Werke*. Ausgew. und eingel. von Bruno Kaiser, 2 Bde., Berlin; Weimar: Aufbau-Verlag.

Weerth, Georg (1989): *Sämtliche Briefe*. Hrsg. und eingel. von Jürgen-Wolfgang Goette unter Mitwirkung von Jan Gielkens, 2 Bde., Frankfurt/M., New York: Campus Verlag.

E-Mail-Adresse des Autors: hecker.rolf@gmail.com